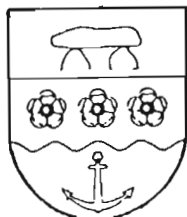


Heimatbrief für den Kreis **HEILSBERG**



Patenschaft: Landkreis Emsland





So wie das Land, ...

... einzigartig
in dieser Welt!

3 Wochen lang kostenfrei testen

Fordern Sie Ihre Leseprobe telefonisch an:

0 40/41 40 08-42

oder Postkarte an:

Das Ostpreußenblatt, Parkallee 84, 20144 Hamburg

HEIMATBRIEF FÜR DEN KREIS HEILSBURG

Herausgeber: Kreisgemeinschaft Heilsberg / Ostpreußen
Verantwortlich für den Inhalt: Aloys Steffen, Kreisvertreter,
Remigiusstr. 21, 50937 Köln
Redaktionelle Mitarbeit: Eva-Maria Köpnick, Alfred Krassuski
Layout: Dr. Horst Köpnick
Alle Abbildungen in dieser Ausgabe, die nicht besonders gekennzeichnet sind, basieren auf Fotos im Privatbesitz.

Deckblatt, Titelbild: Die Mühle in Freimarkt
gezeichnet von Arnulf Masukowitz.

Ostpreußisches Landesmuseum Ritterstraße 10 – 21335 Lüneburg

Tel. 04131/75995-0 · Fax 04131/75995-11

Email: Ostpreuss.Land.-museum@t-online.de

Internet: <http://ostpreuss.landmuseum.luene-info.de>



OL.

- Geöffnet: Di-So 10-17 Uhr
- Eintritt: Erwachsene
- Führungen (nach Vereinbarung)

Dauerausstellungen

Landschaften – Jagd- und Forstgeschichte – Geschichte – Ländliche Wirtschaft – Geistesgeschichte – Bernstein – Kunsthandwerk – Bildende Kunst

Wechselausstellungen

bis 27.1.2002

Käthe Kruses zauberhafte Puppenwelt

Sammlung Helga Nicodemus

„Ein Freund, ein guter Freund ...“

Der Komponist Werner Richard Heymann (1896-1961)

Ausstellung des Archivs der Akademie der Künste, Berlin

Volkskunde des Memellandes

- Die Sammlung Hugo Scheu aus Heydekrug

Ausstellung mit dem Museum Silute/Heydekrug aus Litauen

Der Maler und Nazigegner Emil Stumpp

- Köpfe und Landschaften aus bewegter Zeit

Schatzkammer Baltikum

Kleine Vorausschau auf die künftige deutsch-baltische

Abteilung im Museumsanbau

Wunderland Nehring – Bilder in Natur und Kunst

15.6.-20.10.2002



KULTURZENTRUM OSTPREUSSEN

im Deutschordenschloß Ellingen

**Archiv
Ausstellungen
Bibliothek**

Anschrift: Schloßstraße 9, 91792 Ellingen, Telefon 0 91 41 / 86 44-0, Fax 0 91 41 / 86 44-14

Geöffnet: Di.-So. 10-12 u. 13-17 Uhr (April-Sept.), Di.-So. 10-12 u. 14-16 Uhr (Okt.-März)

Führungen, Benutzung von Archiv und Bibliothek: Nach Absprache.

Leitung: Wolfgang Freyberg

Sammlungen: Teil des Kulturzentrums ist ein museales „Schaufenster“ mit einer Dauerausstellung zur Landeskunde und Kulturgeschichte Ostpreußens: Bernsteinkabinett, Königsberger Bürgerzimmer, historische Jagdwaffen, Cadiner Majolika, Salzburger Emigranten, ländliches Leben und Schaffen, Gemäldegalerie u. a.

Sonderausstellung: 25.11.2001-3.3.2002: **FrauenZeigenKunst, Künstlerinnen aus vier Ländern präsentieren ihre Werke**

Kabinettausstellung:

13.11.2001-17.2.2002: **Frühe Ansichten Ost- und Westpreußens im Steindruck**

Lage: Ca. 50 km südlich von Nürnberg, an der B 2 / B 13. Parkplätze vor dem Schloß. Bahnstation.

Seniorenfreizeiten im Ostheim in Bad Pymont - 2002

Freizeiten im Ostheim, das sind gemeinsame Urlaubstage mit einem dosierten Programmangebot, das für jeden Gast etwas zu bieten hat. Das Haus, der Kurort sowie die Umgebung bilden hierfür gute Voraussetzungen. Sie sind in einer Gemeinschaft mit ostpreußischen und ostdeutschen Landsleuten wie in einer großen Familie.

Osterfreizeit

Montag, 25. März bis Donnerstag, 04. April 2002 - 10 Tage

Sommerfreizeiten

Montag, 01. Juli bis Montag, 15. Juli 2002 - 14 Tage und

Montag, 15. Juli bis Montag, 29. Juli 2002 - 14 Tage oder

Montag, 01. Juli bis Montag, 29. Juli 2002 - 28 Tage

Herbstliche Ostpreußentage

Montag, 30. September bis Donnerstag, 10. Oktober 2002 - 10 Tage

Adventsfreizeit

Montag, 02. Dezember bis Montag, 09. Dezember 2002 - 7 Tage

Weihnachtsfreizeit

Donnerstag, 19. Dezember 2002 bis Montag, 06. Januar 2003 - 18 Tage

Anfragen (auch zu den jeweiligen
Kosten) und Anmeldungen richten
Sie bitte - nur schriftlich - an:

OSTHEIM, Parkstr. 14
31812 Bad Pymont
Tel: 0 52 81 / 93 61-0
Fax: 0 52 81 / 93 61-11

Deutschlandtreffen der Ostpreußen



Ostpreußen
verpflichtet



22. und 23. Juni 2002, Neue Messe Leipzig
Großkundgebung am Sonntag, 23. Juni 2002, 11 Uhr, HALLE 1

Inhalt

Inhaltsverzeichnis.....	1
Grußwort Dr. Lothar Schlegel, Visitator Ermland.....	2
„Liebe Landsleute...“ (Kreisvertreter).....	3
Freimarkt.....	5
Nachruf auf eine Dorfschule (El. Groß).....	13
Ehrung für Aloys Steffen (E.-M. Köpnick).....	18
Auf Spurensuche nach dem ostpreußischen Ermland.....	20
(A. Masukowitz)	
Erinnerungen - Schöne Tage in Sommershöfen (G. Lorenzen).....	25
Von Schutzengeln begleitet (Th. Ehlert).....	33
Erinnerungen an die Toten - Heilsberg (E. Huss-Nowosielska).....	38
Eine Geschichte aus Ostpreußen - Dr. Anton Jux (G. & W. Fuhr).....	39
Nachrichten aus den USA (I. Grunert).....	45
Heilsberg in Thüringen (Ch. Glanz).....	49
Die Mutter Gottes von Kiwitten (J. Kraemer).....	51
Die Schlacht bei Heilsberg am 10.06.1807 (Herausgeber).....	57
Hermann Wischnat (A. Steffen).....	59
Was hatte Kalkstein wohl mit Mercedes zu tun? (J. Lowitsch).....	63
Werlte mit umfassendem Waren- und Dienstleistungsangebot	66
(Gemeinde Werlte / Emsland)	
Die Gärtnerei Ott in Heilsberg (M. Mosch).....	68
Das evangelische Kirchen- und Schulwesen in Heilsberg.....	77
(S. Hartmann)	
Launau hat eine neue Kirche - Der Agnes-Verein Heilsberg.....	84
(H. Poschmann)	
Gutstädter Treffen in Berlin 2001 (M. Bischoff-Franzkowiak).....	87
Johannes Kraemer - 70 Jahre - (G.K.).....	95
August Dittrich - 65 Jahre - (A. Steffen).....	96
Berthold Hoppe - 65 Jahre - (I.H.).....	98
Die Landwirtschaftsschule in Heilsberg.....	99
Modellhafte Initiativen des Landkreises Emsland im Handlungsfeld aktiver Arbeitsmarktpolitik.....	101
Frühlingsgruß eines Angestellten (Wischnat)	104
Auf der Wallfahrt (Wischnat)	105

Liebe Ermländer,
liebe Landsleute aus dem Kreis Heilsberg,

immer wenn ich ins Ermland fahre, versuche ich es einzurichten, dass wenigstens ein kurzer "Abstecher" nach Freimarkt und Benern möglich ist.



Mühle in Freimarkt

In Freimarkt bin ich geboren, in Benern steht meine Taufkirche. In Freimarkt suche ich dann das ehemalige Grundstück meines Großvaters mütterlicherseits auf. Was ist übrig geblieben? Ein mit Gras überwachsener Schutthaufen des Wohngebäudes, der Teich und die Grundmauern der Scheune. Hierhin setze ich mich, schaue in die Wolken, vielleicht auch bis in den "Himmel", lausche in die Stille der mich umgebenden Felder und frage nach den Gedanken Gottes.

"So hoch wie der Himmel, so erhaben sind deine Gedanken....., wer kann sie ergründen."

Die Vergänglichkeit allen Seins wird dann bewußt erfahren. Nur für kurze Zeit ist uns etwas geschenkt, es zu verwalten. Durch diese kurze Zeitspanne wandern wir dem uns einladenden Gott entgegen.

Liebe Kreis Heilsberg Ermländer!

Das Leben so von den Wurzeln her betrachten, kann uns helfen, stets mit beiden Füßen im Leben zu stehen und alle Situationen aus dem Glauben zu meistern, das wünsche ich Ihnen allen und sage von Herzen Gruß und Segen auch für alle Anbefohlenen.

Ihr

Dr. Lothar Schlegel
Visitor Ermland

Liebe Landsleute aus dem Kreis Heilsberg, liebe Freunde unserer ostpreußischen Heimat!

Die kommunale Verwaltungsstruktur hat sich nach den Wahlen im September 2001 im Lande Niedersachsen verändert. Die Positionen der politischen Repräsentanten sind mit denen der obersten Verwaltungsbeamten zusammengelegt worden, so daß an der Spitze der kommunalen Gebietskörperschaften jeweils nur noch der Bürgermeister oder der Landrat stehen, die vom Volk unmittelbar gewählt werden. Dies hat nun auch in unserem Patenkreis zu Veränderungen geführt.

Herr Oberkreisdirektor Bröring ist mit überwältigender Mehrheit von über 70 % zum Landrat gewählt worden und ist nunmehr der erste Bürger des Landkreises Emsland.

Die Kreisgemeinschaft Heilsberg / Ostpreußen gratuliert dem neuen Landrat des Landkreises Emsland zu seiner Wahl ganz herzlich und freut sich mit ihm über das so herausragende gute Wahlergebnis.

Herr Landrat Bröring hat die Arbeit der Kreisgemeinschaft in den zurückliegenden Jahren stets unterstützt und hat auch anlässlich der Einweihung unserer Sozialstation in Heilsberg unsere Heimat kennengelernt. So hoffen und wünschen wir, daß das gute Verhältnis zwischen dem Patenkreis und unserer Kreisgemeinschaft weiter andauern möge.

Herr stellvertretender Landrat Hanekamp hat sich aus der aktiven kommunalpolitischen Arbeit weitgehend zurückgezogen. Er hat das Interesse des Patenkreises an unserer Arbeit stets wach gehalten und noch gesteigert. Ihm verdanken wir, daß wir in der Gemeinde Werlte eine Stütze gefunden haben. Er ist ein echter Freund der Kreisgemeinschaft geworden. Für all das danken wir Herrn Hanekamp und verbinden damit die Bitte, er möge uns auch weiterhin verbunden bleiben.

Herr Bürgermeister Bollen und Herr Gemeindedirektor Krone haben ebenfalls bei der letzten Wahl nicht mehr kandidiert und sind aus ihren Ämtern geschieden. Auch sie waren uns stets zugeneigt und haben uns bei unserer Arbeit unterstützt, wofür wir uns auch an dieser Stelle recht herzlich bedanken. Mögen sie uns weiterhin gewogen bleiben.

Der neue Bürgermeister von Werlte ist Herr Werner Gerdes. Er war bisher bereits in der Gemeindeverwaltung tätig, kennt daher unsere Kreisgemeinschaft und ist uns nicht fremd. Wir beglückwünschen ihn zu

seiner Wahl und möchten die schon seit Jahren bestehende gute Zusammenarbeit gerne fortsetzen.

Auch im Sommer 2001 fand bekanntlich eine Reise in die Heimat statt. Der Termin war so gelegt, daß wir während der „Thomas Mann Woche“ in Nidden waren und dort besondere Kulturerlebnisse hatten. Erwähnenswert ist weiterhin die Fahrt über das Kurische Haff in das Memeldelta.

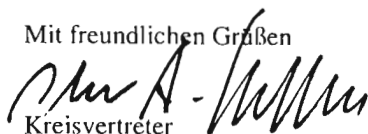
In Heilsberg kam es zu einem Gespräch mit dem Bürgermeister und den Mitarbeitern der Verwaltung einerseits sowie Vertretern unserer dortigen Landsleute und unserer Kreisgemeinschaft andererseits. Zu dem freundlichen Empfang war das Rathaus wiederum auch mit den Farben Schwarz, Rot, Gold geschmückt. Bei dem Gespräch wurde Einvernehmen darüber erzielt, daß wir in unserer Heimat einen angemessenen Gedenkstein setzen dürfen, wofür ein Platz auf dem Waldfriedhof in der Nähe der noch vorhandenen deutschen Priestergräber und des Denkmals des Segelfliegers Schulz vorgesehen ist. Den Zeitpunkt der Einweihung werden wir noch rechtzeitig bekanntgeben.

Das nächste Deutschlandtreffen der Ostpreußen findet am 22. und 23. Juni 2002 wiederum in der „Neue Messe Leipzig“ statt. Bei dem letzten Treffen in Leipzig war die Beteiligung unserer Kreisgemeinschaft erfreulich groß, und alle Teilnehmer fuhren beglückt nach Hause. Darum lade ich Sie alle erneut zu dem Treffen in Leipzig ein.

Unser nächstes Kreistreffen soll wieder in Köln stattfinden. Vorgesehen hierfür sind der 05./06.2002 Oktober. Bitte merken Sie sich diesen Zeitpunkt schon jetzt vor. Nähere Einladungen hierzu ergehen noch und zwar auch über den Ermlandbrief und das Ostpreußenblatt. Wir hoffen und wünschen, daß es dem neuen Visitor Ermland Dr. Lothar Schlegel möglich sein wird, bei diesem Treffen bei uns zu sein. Er ist ja in Freimarkt geboren, ein Kind unseres Heimatkreises und hat gerne sein Grußwort zu diesem Heimatbrief beigesteuert.

Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an diesem Heimatbrief sei herzlich gedankt, verbunden mit der Bitte, hierin nicht zu erlahmen.

Mit freundlichen Grüßen


Kreisvertreter

Freimarkt

Freimarkt war ein stattliches, ermländisches Bauerndorf im Kreis Heilsberg/Ostpr. Seinen letzten Bürgermeister Bernhard Kroll mit Familie verschlug es nach einer gefährlichen und grauenvollen Flucht mit Pferd und Wagen, teilweise zusammen mit anderen Bewohnern des Heimatdorfes, über Pommern in den Westen, wo sie schließlich in Velbert/Rheinland seßhaft werden konnten.

Sein Heimatdorf lag dem Bürgermeister Kroll bis zu seinem Tode am Herzen. Sobald die Möglichkeit bestand, alles Wissenswerte über diesen Ort aufzuzeichnen, machte er sich an die Arbeit. So entstand schon früh seine Chronik über Freimarkt, die damals jedoch nur mit der Schreibmaschine niedergeschrieben worden ist und daher nur in einer geringen Stückzahl existiert.

Die Einleitung zu dieser Chronik ist eine Liebeserklärung des letzten Bürgermeisters an sein Heimatdorf Freimarkt, dessen Gründung auf die Jahre 1335/39 zurückgeht.

Alle 842 Einwohner des Dorfes zum Zeitpunkt der Flucht und Vertreibung im Januar 1945 sind in der Chronik namentlich und in den allermeisten Fällen mit der Angabe des Geburtstages, des Berufs und des Familienstandes aufgeführt. Der landwirtschaftliche Grundbesitz ist dort ebenso verzeichnet wie Hausbesitz etc. Diese Aufzeichnungen enthalten weiterhin die neuen Anschriften der ehemaligen Dorfbewohner zum Zeitpunkt der Erstellung der Chronik, soweit sie bekannt waren, ebenso Angaben über die in der Heimat verbliebenen Dorfbewohner und deren weiteres Schicksal, ein Verzeichnis der Freimarkter, die im Verlauf des Krieges ihr Leben lassen mußten oder auf der Flucht und bei der Verschleppung gestorben sind.

Die Kirche in Freimarkt

Aus der Chronik des Bürgermeisters Kroll erfahren wir, daß im Februar 1353 bei der Erneuerung der Handfeste des Dorfes durch den Bischof von Ermland in Freimarkt bereits eine Kirche stand, die mit zwei Freihufen ausgestattet war. Hierbei handelte es sich um eine „Tochterkirche“ des benachbarten Dorfes Benern, zu dessen Pfarrer Freimarkt gehört. Der dortige Pfarrer war verpflichtet, an besonderen Tagen in Freimarkt einen Gottesdienst zu halten.



Die Kirche in Freimarkt muß dann wohl nicht lange bestanden haben, denn schon 1581 war sie nicht mehr vorhanden. An ihrer Stelle wurde später eine Kapelle erbaut. Die Kirche in Freimarkt war dem heiligen Michael geweiht, dessen Name auch die später erbaute Kapelle trägt, die heute noch besteht.

Die Windmühle des Dorfes

Die Windmühle, die wir noch kannten, und die bis zur Flucht in Betrieb war, ist wahrscheinlich erst um das Jahr 1862 von dem Mühlenbesitzer August Till nach holländischem Muster erbaut worden und war mit drei Schrotgängen und einer Sichtenanlage ausgestattet. Sie war die neuzeitlichste im Umkreis, wurde viel besichtigt und bewundert und war das Wahrzeichen und Schmuckstück des Dorfes.

Der letzte Besitzer dieser Mühle, Bruno Till, übernahm sie im Jahre 1928. Er war ein tüchtiger Müller und verbesserte auch seinen Mühlenbetrieb. Neben der Mühle erbaute er ein Motorenhaus, so daß er die Mühle auch bei Windflaute mit einem 25 PS Dieselmotor und später auch mit einem Elektromotor betreiben konnte. Beim Einmarsch der Russen 1945 wurde der Mühlenbesitzer nach Rußland verschleppt und später als vermißt gemeldet. Durch Artilleriebeschuß wurde die Mühle und deren Einrichtungen zum Teil schwer beschädigt und dann später von den Polen abgebrochen.

Die Eisenbahnlinie

In den Jahren 1904 bis 1906 bekam das Dorf Freimarkt eine bessere Verkehrsanbindung. In diesen Jahren wurde die Eisenbahnlinie Wormditt/Heilsberg gebaut, die über Freimarkt führte. Für die Dorfbewohner ergaben sich dadurch bessere Einkaufsmöglichkeiten in den nahegelegenen Städten Wormditt und Heilsberg. Verkehrsmöglichkeiten nach Königsberg und weiter ins Reich waren durch diesen Bahnanschluß jetzt gegeben. Der Fahrpreis nach Wormditt betrug damals 60 Pfennig und nach Heilsberg 80 Pfennig, wie Kroll auch zu berichten weiß.



Für die Bauern bedeutete der Bahnanschluß eine wirtschaftliche Erleichterung. Nach der Errichtung einer Verladerrampe wurden fast jede Woche Vieh und Schweine verfrachtet, die die Bauern an Händler verkauft hatten. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse konnten dort ebenso verladen wie Baumaterialien u.a. mehr entladen werden. Für die Sägewerke Bohrmann und später Josef Buchholz/Freimarkt und den Sägemühlenbesitzer August Wagner Benern brachte der Bahnanschluß erhebliche Vorteile. Man konnte jetzt bequem alle Hölzer sowie geschnittene Bohlen und Bretter verladen. Die Eisenbahnstrecke Heilsberg/Wormditt besteht heute nicht mehr. Sie wurde bald nach Kriegsende aufgenommen und nach Rußland verbracht. Die Trasse wird teilweise als Straße benutzt.

Die Schule in Freimarkt

Die Schule war gleichzeitig ein Mittelpunkt des Dorfes. Sie bestand zunächst nur aus einem Klassenzimmer, zu dem dann später ein zweiter Unterrichtsraum hinzukam. Diese Schule wurde auch von den Kindern der Nachbargemeinde Friedrichsheide besucht.

Dem Lehrer, auch Schulmeister genannt, hatte die Gemeinde Freimarkt als zusätzliches Einkommen eine kleine Landwirtschaft von 20 Morgen mit lebendem und totem Inventar zur Verfügung gestellt.

Der Hauptlehrer Grunenberg hatte jedoch nach Antritt dieser Lehrerstelle in Freimarkt das Land verpachtet, um sich ganz dem Schulbetrieb zu widmen. Als zweite Lehrkraft war zuletzt der Lehrer Kuckler aus Berlin tätig. Hinzu kam als dritte Lehrkraft Fräulein Neubauer, die dann später von Fräulein Packheiser abgelöst wurde. So bestand in Freimarkt eine dreiklassige Volksschule. Die Schülerzahl betrug 173 Kinder im Januar 1945.

Die Gemeinde-Jagd

Auch dieses Kapitel fehlt nicht in der Chronik Kroll. Denn jagdlich war die Gemeinde Freimarkt ideal. Rot-, Reh- und Schwarzwild waren Standwild. Begünstigt wurde das Jagdgebiet der Gemeinde durch die angrenzende Staatsforst. Jagdpächter war der Königsberger Rechtsanwalt Dr. Rogalski, der Freimarkt gerne auch in Begleitung und mit Gästen aufsuchte und dabei auch dort Quartier nahm.

Die Treibjagd hatte stets den Charakter eines Gemeindefestes, an dem viele Einwohner als Ehrentreiber mitwirkten, allen voran der Bürgermeister und Jagdvorsteher. In der Wirtschaft Huhn, auch ein Mittelpunkt des Dorfes, wurde dann nach dem Abschluß der Treibjagd mit Erbsensuppe, viel Bier und Schnaps sowie mit munteren Liedern kräftig gefeiert.

Ziegelei und Landwirtschaft

Wie aus der Chronik Kroll weiter zu erfahren ist, erhielt das Dorf Freimarkt im Jahre 1906 als weiteren Gewerbebetrieb eine Ziegelei. Diese errichtete der Bauer Franz Thiel auf einem kleinen Teil seines Grundstücks und arbeitete dort mit gutem finanziellem Erfolg, ohne seine über 306 Morgen große Landwirtschaft zu vernachlässigen. Der Transport von der Ziegelei zum Bahnhof - eine Wegstrecke von ungefähr ein bis zwei km - war allerdings wegen der schlechten Wegverhältnisse schwierig. Die Rohmaterialien wie z.B. Kalk, mußten vom Bahnhof bis zum Betrieb mit Pferdewagen transportiert werden, und für die fertigen Ziegelsteine gab es bis zum Bahnhof auch keine andere Transportmöglichkeit. Während des ersten Weltkrieges verschlechterte sich zusätzlich die wirtschaftliche Situation, so daß die Ziegelei zum Erliegen kam. Landwirtschaft und Ziegelei wechselten

dann mehrfach den Besitzer. Die Einrichtung des Gewerbebetriebes wurde veräußert und die Ziegelei abgebrochen.

Im Jahre 1919 kaufte dann mein Onkel Otto Steffen, der aus Heinrichsdorf kam und als tüchtiger Bauer und Landwirt bekannt war, diesen Hof. Er brachte ihn wieder in Ordnung und bewirtschaftete ihn erfolgreich bis zu seiner Flucht im Jahre 1945.

Mein Vater war Lehrer in Wernegitten, und unsere Familie wohnte dort im Schulhaus. Beide Eltern stammten von Bauernhöfen, und ihre Geschwister bewirtschafteten überwiegend typische ermländische Höfe. Das Verhältnis der großen Verwandtschaft war untereinander sehr gut. Man besuchte sich häufiger, und Familienfeste waren der Anlaß für große Verwandtentreffen. Um nun meinen zwei Geschwistern und mir das freie Leben auf einem Bauernhof wenigstens während der Ferienzeit zu ermöglichen, und vielleicht auch um unsere „gestreßten“ Eltern etwas zu entlasten, erhielten wir Kinder für die Ferienzeiten unsere „Stammsitze“. Meine ältere Schwester verbrachte ihre Ferien auf dem elterlichen Hof der Mutter in Schönwalde. Mein jüngerer Bruder kam nach Freimarkt, und ich verlebte alle Ferien seit dem Schulanfang auf dem elterlichen Hof väterlicherseits in Engelswalde, Kreis Braunsberg. Gleichwohl verbinden mich auch heute noch viele Erinnerungen an Onkel Otto, Tante Clara und die Vettern und Cousinen in Freimarkt, wo ich immer Gast sein konnte. Ich habe in Freimarkt auch Fahrten nach und von Engelswalde unterbrochen und war dort letztmalig am Ende der Weihnachtsferien im Januar 1945, als ich von Engelswalde nach Wernegitten zurück fuhr. Dies war schon eine beklemmende Reise, denn zum damaligen Zeitpunkt war der Bahnhof in Wormditt überwiegend von Soldaten besetzt, und Heilsberg war überbelegt mit Flüchtlingen und Soldaten.

Die nachfolgenden Aufnahmen vermitteln etwas von der Idylle dieses Bauernhofs Steffen, der mit seinem Teich für die Kinder ein Paradies war.



Dr. Lothar Schlegel, Visitor Ermland

In diesem Dorf Freimarkt ist am 08.06.1941 unser Visitor Ermland geboren worden. Sein Vater war dort selbständiger Maler und Anstreicher, und seine Mutter war die Tochter des Landwirts und Baumeisters Wölke aus Freimarkt. Vater Johann Schlegel sorgte stets dafür, daß das Wohnhaus meiner Verwandten in bestem Zustand erhalten blieb, und Großvater Wölke war der Erbauer der großen Scheune meines Onkels sowie des Unterstands für Wagen etc.

Der Visitor Ermland war im Sommer 1945 erst vier Jahre alt und wird sich daher an seine Heimat vor der Flucht kaum erinnern können. Gleichwohl hat er schon früh Kontakte zu Freimarktern aufgebaut und ist seiner Heimat eng verbunden. Bei seinen häufigen Besuchen des Ermlandes nutzt er stets jede Möglichkeit, seinen Geburtsort aufzusuchen und in der Kapelle in Freimarkt oder in seiner Taufkirche im Benern ein Gebet zu sprechen.

Theologiestudenten hatten seinerzeit oft die Gelegenheit, zwei Semester an einer Universität ihrer Wahl zu studieren. Diese freien Semester verlebte unser Visitor in München, wo er sich seinerzeit in der sogenannten „Maikäfersiedlung“ eingemietet hatte. Auch pflegte er Kontakt zu Dorfmitbewohnern und Familie Steffen aus Freimarkt. Tante Clara hat ihn bei seinen Besuchen, von denen sie noch viele Jahre danach erzählte, jeweils herzlich aufgenommen und, wie es ihre Art war, üppig bewirtet, was der damalige Student Lothar Schlegel auch gerne geschehen ließ und daher annahm.

Auch ein bescheidenes Studentenleben kostete seinerzeit Geld, und öffentliche Unterstützungsmöglichkeiten gab es zur Studienzeit des Visitors noch nicht. Sein Vater war im Krieg gefallen, und die finanziellen Verhältnisse der Mutter waren eng begrenzt. Der Student Lothar Schlegel mußte deshalb für sein Auskommen weitgehend selbst

sorgen und tat dies, während seiner Münchner Studienzeit als Werkstudent bei der Firma C & C.

Bei diesem Unternehmen waren schon Mitglieder der Familie Steffen aus Freimarkt und der weiteren Verwandtschaft beschäftigt, wodurch sich dann auch die Arbeitsstelle für den Werkstudenten Lothar Schlegel ermöglichte. Werkstudent Lothar zeichnete sich, wie konnte es anders sein, durch Fleiß, Zuverlässigkeit, Hilfsbereitschaft und freundliches Wesen aus und wurde auch den Anforderungen meiner Cousine Anna gerecht, wenn er in ihrem Bereich tätig war. Anna, eine liebenswerte Person, wie man sie nur selten findet, war im Beruf außergewöhnlich tüchtig und erwartete auch von jedem Mitarbeiter harten Einsatz. Cousine Anna hat damals sicher nicht geahnt, daß es sich bei dem Werkstudenten Lothar Schlegel um den späteren Visitator Ermland handelte. Gegenseitige Klagen sind sicherem Vernehmen nach nicht bekannt gewesen, so daß wohl beide doch miteinander ausgekommen sind. Und meine Cousine wäre froh gewesen, wenn sie es noch erlebt hätte, daß der damalige Werkstudent das Amt des Visitators Ermland übernommen hat.

Der Visitator Ermlands ist ein großer Sohn seines Heimatdorfes. Seit Übernahme des Amtes VE ist das Dorf Freimarkt in vieler Munde. Es wird häufiger im Zusammenhang mit seinem großen Sohn genannt und in das Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt. Wer Freimarkt kannte, wird sich darüber freuen und sicherlich denken: "Das schöne Dorf hat den zunehmenden Bekanntheitsgrad auch verdient". Alle anderen bekommen vielleicht durch die wenigen kurzen Ausschnitte aus der Chronik Kroll eine kleine Vorstellung von diesem einstmals so schönen Ort.

Aloys Steffen,
Wernegitten/Köln

Nachruf auf eine Dorfschule

Vor einigen Jahren bekam ich zwei alte Fotografien geschenkt: Die eine zeigt die Volksschule von Stabunken, die andere präsentiert die Schülerschar im Jahre 1938 mit ihrem Lehrer *Oskar Wölki*.

Das Schulgebäude stand ganz allein zwischen den Dörfern Drewenz und Stabunken, etwa einen Kilometer von jedem Ort entfernt. Es lag auf der Gemarkung von Stabunken, was uns Drewenzer Kinder wurmte, weil wir doch weit in der Überzahl waren. Das Schulhaus, etwa 1925 / 26 erbaut, besaß zwei Klassenräume, ausgestattet mit relativ neuen Zweierbänken, dazu auch zwei Lehrerwohnungen; aber zu meiner Zeit war die Schule mit etwa sechzig Kindern nur einklassig. Das vorherige Schulge-



Das einklassige Schulgebäude in Stabunken

bäude hatte auf Drewenzer Land gestanden, war aber seinerzeit abgebrochen worden. Eine grausige Geschichte rankt sich um diese alte Schule:

Vor etwa 130 Jahren war der damalige Lehrer (*Assmann?*) ermordet worden. Die alte Barbe, einstige Kinderfrau meiner Mutter, erzählte, daß nachts jemand ans Fenster der Lehrerwohnung geklopft hätte unter dem Vorwand, des Lehrers Kuh wäre ausgebrochen. Als der Lehrer nach dem Rechten sehen wollte, wurde er draußen von einem Halbwüchsigen mit

einer Wagenrunge erschlagen, wahrscheinlich ein Racheakt, weil sich der damalige Schüler ungerecht behandelt gefühlt hatte.

Was nun die damalige Schülerschar betrifft, so kam nur etwa ein Viertel aus Stabunken, der größere Teil rekrutierte sich aus den Drewenzern, von denen immerhin zwölf davon "Parschhaus Kinder" waren. Wir gehörten zusammen, bei gleichen Unterrichtszeiten gingen wir früh gemeinsam hin, ebenso kehrten wir mittags auch zurück, aber Mädchen und Jungen immer in einem gewissen Abstand voneinander. Gebummelt wurde nicht, unsere Eltern sahen uns schon von weitem kommen, und längs der Straße gab es auch nichts Sehenswertes. Auf dem Nachhauseweg sangen wir lauthals die Lieder, die wir in der Schule gelernt hatten. Keiner von uns war besonders gut gekleidet oder fiel durch besondere Ausstattung aus dem Rahmen. Im Sommer gingen wir alle barfuß, im Winter kamen sehr viele Kinder auf Holzklotzen, die sie dann im Schulflur abstellten, um dann mit Manchesterstoff - befleckten Schafwollstrümpfen das Klassenzimmer zu betreten.

Als Ostern 1936 mein erster Schultag anbrach, von mir sehnlichst erwartet, wollte meine Mutter mich so gerne zur Schule begleiten. "Papa, die Mama ist doch dwatsch, ich will alleine gehen", wehrte ich ab, lief zu den Mädchen, die mich auf dem Hof schon erwarteten und mich in ihre Mitte nahmen. Mir als Einzelkind ging diese Gemeinschaft über alles, in die ich mich einfügte, um akzeptiert zu werden.

Und nun zum Unterrichtsalltag. Es muß immer wieder deutlich betont und herausgestellt werden, daß das Niveau einer einklassigen Volksschule steht oder fällt mit ihrem Lehrer. Auf ihn kommt es in erster Linie an, ob er den Unterrichtsablauf so zu organisieren weiß, daß er allen Jahrgängen gerecht wird und das geforderte Wissen vermittelt. Und wir hatten einen so tüchtigen Lehrer, respektiert und verehrt von allen, war er eine pädagogische Rarität.

Ob in allen einklassigen Schulen die Lehrer so eine glückliche Hand besaßen, weiß ich nicht. Als mein Vater seinerzeit nach dem 5. Schuljahr von Krekollen zur Realschule wechselte, war er baß erstaunt, daß es außer der deutschen Schrift auch noch eine lateinische gab

Acht Klassen - wir sagten Abteilungen - in einem Raum gleichzeitig zu unterrichten oder sinnvoll zu beschäftigen, erfordert sowohl Geschick als auch Engagement. Keiner von uns störte den Unterricht oder seine

Mitschüler. Das wäre uns auch nicht gut bekommen. Damals war die körperliche Züchtigung selbstverständlich, wobei die Jungen härter bestraft wurden als die Mädchen. Ob diese üblichen schmerzhaften Strafen immer der Verhältnismäßigkeit entsprachen, muß aus heutiger Sicht bezweifelt werden.

Herr *Wölki* war streng, aber gerecht, und ich glaube nicht, daß sich jemand trotz vieler Tränen ungerecht behandelt fühlte. Die Mehrzahl der Schüler waren Arbeiterkinder oder kamen aus kleinen Verhältnissen; die Bauernkinder wurden ihnen nicht vorgezogen. Frech und aufsässig war niemand, meistens erfolgte die Strafe wegen nicht angefertigter Hausaufgaben. Aber, und das stimmt heute nachdenklich, unter welchen ungünstigen Bedingungen mußten die Schularbeiten oft gemacht werden? Wer ein Plätzchen am vielleicht noch dreckigen Küchentisch erwischte, hatte



*Die einklassige Volksschule in Stabunken 1938
In der dritten Reihe von unten, die Zweite von links die Verfasserin*

Glück, obendrein mußten fast alle Kinder draußen im Stall mithelfen oder auch im Haushalt und dazu die kleinen Geschwister verwahren. Die meisten Eltern hatten keine Zeit, sich um die Hausaufgaben zu kümmern und waren vielfach auch desinteressiert. Und abends war es dann zu dunkel, weil viele Häuser noch kein elektrisches Licht hatten. Bisweilen ent-

stand der Eindruck, die Jungen nahmen lieber Prügel in Kauf, als die ohnehin knappe Zeit zum Spielen mit Hausaufgaben zu verschwenden.

Die einklassige Schule erzog wesentlich mehr als jede andere Schulform zu einem ausgeprägten Sozialverhalten. Während des Unterrichts halfen die Größeren den Kleinen. Oft habe ich, wenn ich mit meiner Stillbeschäftigung eher fertig war, mit den Erstklässlern im anderen Klassenraum Lesen geübt. - In den Pausen spielten wir alle gemeinsam, allerdings Jungen und Mädchen getrennt. Die Jungen turnten im hinteren Schulhof an den Geräten oder spielten Schlagball; wir Mädchen vergnügten uns im vorderen Teil mit Kreisspielen, bei denen keiner ausgeschlossen wurde. Ich habe weder Streit noch Tätlichkeiten erlebt, auch wenn wir unbeaufsichtigt waren, denn der Lehrer ging meistens während der Pause zum Kaffeetrinken ins Haus.

Und da waren die unvergeßlichen Gesangstunden. Der Lehrer selbst musikalisch, mit einer guten Stimme ausgestattet, beherrschte gekonnt das Geigenspiel. Das Repertoire der Lieder war vielfältig, natürlich fehlten auch nicht die schmissigen Lieder der "Bewegung".

Aber ein Nazi war Herr *Wölki* nicht, das spürten wir; nach Möglichkeit wurde der Hitlergruß vermieden, und das tägliche Schulgebet fehlte nie. In der Adventszeit zündeten wir zu "Tauet Himmel, den Gerechten" unsere blauen VDA - Kerzen an, die jede Familie kaufen mußte. (VDA = "Verein der Deutschen im Ausland")

Viele Gedichte wurden auswendig gelernt. Nach über sechzig Jahren denke ich noch immer an den Vortrag von "Die Sonne bringt es an den Tag" (Chamisso) und die ergreifende Interpretation. Das Gedicht war für die Oberstufe gedacht, aber wir Jüngeren hörten staunend mit.

Im Sommer stand ein Wandertag an. Geschlossen marschierten wir an Stabunken vorbei in Richtung Glandau bis hinter die markierte Kreisgrenze Heilsberg / Pr. Eylau. Zu Hause erzählten wir dann stolz, wir seien im Ausland (Natangen) gewesen.

Im Winter brachten alle ihre Schlitten mit, und dann zogen wir los in Poschmanns Weidegarten mit einem Steilhang von immerhin 134 m ü.M. Unser Lehrer hatte ebenso viel Spaß wie wir, und jeder rechnete es sich zur Ehre an, wenn er mit einem von uns mitfuhr.

Ein besonderer Tag war der 14. Juni, Lehrers Geburtstag. Am Nachmittag zuvor bekränzten die großen Mädchen Pult und Sessel mit Immergrün. Von dem eingesammelten Geld wurden Geschenke gekauft, z.B. Bowlegläser oder eine Vase, schön kitschig, aber gut gemeint. Der so Geehrte revanchierte sich: Es wurden Filme gezeigt, Märchenfilme (dieselben Streifen sind mir noch hier im Westen bei meiner Tätigkeit begegnet), aber auch Kulturfilme wie "Hochzeit im Spreewald" oder "Bei den Holzflößern im Schwarzwald".

Diese ungetrübte Zeit endete im August 1939, als Herr *Wölki* zur Wehrmacht einberufen wurde. Verschiedene Lehrkräfte übernahmen in den kommenden Monaten die Vertretung, besonderes Interesse zeigten sie nicht an uns; dazu fiel sehr oft der Unterricht aus. Wir haben nicht viel gelernt, zumal uns die gewohnte Bezugsperson fehlte. Für mich stand dann 1940 der Schulwechsel nach Heilsberg - als einzige der Schule - an.

Natürlich reichten meine schulischen Kenntnisse unter diesen Umständen nicht aus, ich bekam Nachhilfestunden, die unter normalen Unterrichtsbedingungen nicht nötig geworden wären.

Mir fiel der Abschied von dieser vertrauten Umgebung sehr schwer, von Hause fort und in Pension gehen, dazu noch ins Kloster. War das eine Umstellung in der Oberschule! Nur ein Jahrgang in einer Klasse und immer andere Lehrer für jede Stunde! Meine Mitschülerinnen kamen aus den verschiedensten Orten, aber mit sehr großer Befriedigung konnte ich feststellen, daß die Klassenkameradinnen aus den mehrzügigen Stadtschulen keine besseren Leistungen erbrachten als ich aus einer kleinen Dorfschule.

Elisabeth Groß, geb. Parschau,
Drewenz / Bergisch Gladbach

Die Schriftleitung freut sich über jeden **schriftlichen Beitrag** für unser Heimatblatt. Je mehr Landsleute zum Inhalt beitragen, desto lebendiger wird unsere Zeitung sein! Wenn möglich, fügen Sie Ihren Beiträgen auch Fotos bei; dadurch gewinnen Ihre Artikel noch zusätzlich an Interesse und Aussagekraft. Die unversehrte Rückgabe der Fotos ist selbstverständlich!

Ehrung für Aloys Steffen

Wer das Ostpreußenblatt vom 02.06.2001 gelesen hat, weiß bereits, dass unserem Kreisvertreter, Herrn Aloys Steffen, in Würdigung seiner Verdienste um die Heimat Ostpreußen, insbesondere den Kreis Heilsberg, von der Landsmannschaft Ostpreußen das Goldene Ehrenzeichen verliehen worden ist.

Bei unserer letzten Kreisvertreter-Tagung im April d.J. war Herr Gerd Bandilla, Kreisvertreter des Kreises Lyck, im Auftrage des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen zugegen und überreichte nach dem Verlesen der Laudatio Herrn Steffen zu seiner großen Überraschung das *Ehrenzeichen in Gold*..



Gerd Bandilla (l.) und Aloys Steffen

Aus der Laudatio möchte ich die wichtigsten Punkte hier anführen:

Herr Aloys Steffen kommt aus Wemegitten, Kreis Heilsberg, hat nach der Flucht in Westdeutschland das Abitur abgelegt, studiert und ist danach bis heute als Rechtsanwalt in Köln tätig.

1990 wurde Aloys Steffen zum Kreisvertreter des Kreises Heilsberg gewählt und hat seit dieser Zeit mit viel persönlichem Einsatz und Erfolg die Belange des Kreises Heilsberg vertreten.

Er rief den Heilsberger Heimatbrief ins Leben, der seither regelmäßig einmal im Jahr erscheint und für den er verantwortlich zeichnet. Ebenso initiierte er den Aufbau der Zentralkartei des Kreises Heilsberg, und auf seine Initiative hin wurde mit Unterstützung des Patenkreises Emsland in Werlte eine Heilsberger Heimatstube eingerichtet.

Nach der Öffnung des Ostblocks nahm Aloys Steffen die Verbindung zur Gruppe der deutschen Minderheit in Heilsberg auf, die in der Folgezeit immer mehr vertieft wurde. Herr Steffen erreichte den Ausbau der Schule 4 in Heilsberg mit Mitteln der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit. In dieser Schule erhielt dann der Verein der deutschen Minderheit Büro- und Versammlungsräume, in denen später auch Deutschunterricht erteilt wurde.

Neben der finanziellen Unterstützung wurde eine Vielzahl von Kleiderpaketen - gesammelt vorwiegend in der Kirchengemeinde von Aloys Steffen - nach Ostpreußen gesandt. -- Zu unseren Heimattreffen wird regelmäßig eine Delegation der deutschen Minderheit aus Heilsberg eingeladen.

Aloys Steffen bemühte sich ferner intensiv um die Einrichtung einer Sozialstation in Heilsberg unter finanzieller Mithilfe der Bundesrepublik, der Johanniter - Unfallhilfe und unserer Kreisgemeinschaft. An der eindrucksvollen Einweihungsfeier am 30.10.1998 im Heilsberger Schloß nahmen auch Kreistagsmitglieder und Repräsentanten des Patenkreises Emsland teil. Dem guten Einvernehmen zwischen Herrn Steffen und dem Patenkreis ist es zu verdanken, dass dieser die Arbeit der Sozialstation mit einem ansehnlichen Betrag laufend unterstützt.

Zu erwähnen sind auch die seit 1993 alle zwei Jahre von Herrn Steffen geleiteten Heimatfahrten, die sehr gefragt und beliebt sind. Die drei letzten Fahrten führten u.a. auch in die nördlichen Teile Ostpreußens, nach Königsberg und auf die Kurische Nehrung.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass er auch daran beteiligt war, dass an der Kirche in Wernegitten eine Gedenktafel angebracht wurde, auf der an die deutsche Vergangenheit dieses Ortes erinnert wird.

Wir gratulieren Herrn Steffen sehr herzlich zu dieser Ehrung, danken ihm für seinen Einsatz für unseren Kreis und hoffen, dass er noch lange unser Kreisvertreter bleibt.

Eva-Maria Köpnick, geb. Herder,
Guttstadt / Leverkusen

Auf Spurensuche nach dem ostpreußischen Ermland

Nach der gut verlaufenen, schweren Operation bei meiner Frau riet uns der bekannte Professor der Chirurgie bei einem Endgespräch: "... und wenn dann das seelische kleine Teufelchen ihre Frau packen will, dann schnappen Sie sie sich und fahren hinaus in Gottes schöne Natur." - Was bot sich da Schöneres an als das nahe liebliche Ahrtal und die abwechslungsreiche Eifel. Bei einer dieser Fahrten kamen wir nach Ahrbrück und dort riet man uns bei einem netten Gespräch: "Sie sind doch Ostpreuße! Fahren sie in das Siedlungsgebiet der Ermländer um Niederheckenbach, und wenn Sie die schöne Natur erlebt haben, fahren sie zum Abschluß zum Essen in den *Ermländer Hof* in Cassel". Wenn ich jetzt die Richtung nach Ahrbrück einschlage, schmunzelt meine Frau: "Hast du wieder Sehnsucht nach deinem Ermland?"

Dieses Gebiet des ehemaligen Flugzeugübungsgebietes des Dritten Reiches wurde 1950 von vertriebenen Ermländern mit sagenhaftem Fleiß und Ausdauer wieder erschlossen. Zum Erntedankfest im Oktober 2000 feierten die ostpreußischen Siedler zusammen mit den einheimischen Eifelern das 50-jährige Bestehen. Die Festschrift dazu gibt Auskunft zu vielen interessanten Einzelheiten.

Mich reizte aber vor allem nach Spuren zu suchen, die an unsere alte Heimat erinnerten. Als Erstes fielen mir die Straßenschilder auf, deren Namen aus dem Ermland stammen.



Der Frauenburger Weg in Cassel



Der Ermländer Weg in Blasweiler

1963 beschloß die Gemeindeverwaltung Heckenbach, die Ansiedlung des ehemaligen Hunswinkel in

"Frankenau"

umzubenennen. Der Siedler Wienert stammt aus Frankenau im Ermland, in der Nähe von Seeburg.



Auf dem Friedhof von Niederheckenbach fand ich dann nicht nur typische ostpreußische Namen auf den Grabsteinen, sondern auch Symbole wie das ermländische Lamm mit der Kreuzfahne und das Ordenskreuz.



Am meisten beeindruckt hat mich der am 6. Juli 1969 auf dem Friedhof in Niederheckenbach errichtete Gedenkstein. Rechts neben dem Eingang zur Kirche ist diese Säule, die von dem Bildhauer Moog, Kottenheim, geschaffen wurde, zu finden. Der Stein trägt die Aufschrift.

*Wir gedenken unserer Toten,
deren Gräber uns fern sind:
der Opfer des Krieges
und der Lieben in unserer
ermländischen Heimat.*

Als ich den Stein zum ersten Mal sah, war ich von einer Begebenheit sehr angetan: Ein kleines Kind hatte mit weißen Kieselsteinen einen Kranz mit Feldblümchen um eine Kerze gelegt. Irgendwie wurde mir warm ums Herz, dass noch die Urenkel angehalten werden, an ihre Vorfahren zu denken.



Die Kirche in Niederheckenbach ist das Zentrum der Ermländersiedlung. Schon im Mai 1952 hat die Gemeinde in der noch zerstörten Kirche das Patronatsfest des heiligen Pankratius gefeiert. Seit 1952 wird hier auch das Erntedankfest von der Siedlergemeinschaft veranstaltet; aber davon später. Im Sommer 1956 war die Kirche wiederhergestellt. Damals hatte die Kreisgemeinschaft Heilsberg hierzu den Taufstein geschenkt.

Das rechte Fenster in der Apsis der Kirche erinnert in der Gestaltung an die Heimat der Ermländer. In den von dem Symbol des Friedens ausgehenden sonnigen Strahlen befindet sich unten links der Hinweis auf die Ostsee mit ihren Fischen und den Wellen.

Darüber, am Rande des mittleren Strahls, das symbolische Zeichen der Vertreibung: Die leere Hand, das brennende Haus und die gesenkten

Köpfe. Rechts darüber endet der rechte Strahl mit dem erhöhten Kreuz. In der Mitte über allem erstrahlt das Wappen des Ermlands: Das Osterlamm mit der Fahne und den Bischofsinsignien.

Man kann lange vor diesem Fenster sitzen und meditieren.

Ausgehend von dieser Kirche wird jedes Jahr im Oktober das Erntedankfest auf der benachbarten Wiese in dem zu diesem Zweck aufgestellten Festzelt gefeiert.

Nach der Erntedankmesse und Segnung der Erntekrone erfolgt der Auszug zum Festzelt. Hier ist der Bändertanz der Jugend mit der späteren Überreichung der Erntekrone an einen verdienten Ermländer der Höhepunkt der Veranstaltung. Im Jahr 2000 wurde die Erntekrone Herrn Dr. Herrmann überreicht. Natürlich müßte man auch die anderen Darbietungen erwähnen; aber ich will mich auf das Gesagte beschränken.



Aufstellung zum Bändertanz

(Foto: E.-M. Köpnick)

In dem Stimmengewirr hört man oft den ermländischen Dialekt. Man fühlt sich irgendwie heimisch. Ich kann mir gut vorstellen, dass Herr Ulrich Tolksdorf auch hier für sein Buch *"Ermländische Protokolle"* aus dem Vollen schöpfen konnte. Meines Wissens sind hier im Siedlungsgebiet die meisten Gespräche mit den Ermländern protokolliert worden.

Abschluß und Höhepunkt bei unseren Eifelfahrten ist meist der Besuch der Gastwirtschaft *"Ermländer Hof"* in Cassel. Herr Claus Perk hatte mit seiner Frau Angelika seinerzeit die Nebenerwerbsstelle mit Gastwirtschaft von seinem Vater, Bruno Perk, übernommen.



Der Ermländer Hof an der Straße nach Kempenich



Ein Blick in die Gaststube, natürlich mit Ostpreußenkarte, Elchschaufelwappen und Fotos aus dem Eifeler Siedlungsgebiet.

Wenn es die Zeit erlaubt, sitzen wir gemütlich zusammen und erzählen von alten Zeiten. Meist aber ist die Gaststube vor allem an Sonn- und Feiertagen von Wanderern und Einheimischen so besetzt, dass eine Anmeldung ratsam ist. In dem Stimmengewirr kann man die Ostpreußen an ihrem Dialekt und die Frauen an ihrem Bernstein-Schmuck oft erkennen. Man fühlt sich dann richtig heimisch.

Wer gerne Wildgerichte isst, der ist im Ermländerhof gut aufgehoben. Aber auch für die belegten Schnittchen oder die Ermländer Platte muß man schon einen gewaltigen Hunger mitbringen, um die Leckereien im Magen unterzubringen. Nach typischen ostpreußischen Gerichten gefragt, erzählte Herr Perk, dass sein Vater schon Rinderfleck und andere Spezialitäten angeboten hatte. Die Nachfrage wäre aber immer weiter zurückgegangen, sodass sich der Arbeitsaufwand jetzt nicht mehr lohnen würde. ---

Insgesamt betrachtet, muß man aber nach ermländischen Erinnerungsstücken tüchtig suchen. Aber für Interessierte lohnt es sich allemal.

Arnulf Masukowitz,
Guttstadt / Wesseling

Erinnerungen - Schöne Tage in Sommershöfen

Als ich Mitte August 1944 meine erste Schulstelle in Sommershöfen antreten mußte, fuhr ich mit ziemlich gemischten Gefühlen in den Norden Ostpreußens, in den Winkel ganz oben zwischen dem Kurischen Haff und der Memel - genannt: Die Elchniederung. Wie lange würde ich dort bleiben? Die Russen näherten sich den Baltischen Staaten und der Ostgrenze Ostpreußens. Wir alle lebten damals mehr oder weniger in Angst vor der Zukunft. Nur laut darüber sprechen durfte man nicht.

Ich nahm also nur einen Koffer mit Kleidung mit und hoffte, in Sommershöfen ein möbliertes Zimmer zu bekommen. Dem Bürgermeister hatte ich meine Ankunft in Kuckerneese telefonisch durchgegeben und ihn gebeten, dafür zu sorgen, daß ich dort abgeholt werde. Taxis gab es nicht. Es war ja Krieg! Ich war dann sehr erstaunt, daß ich von dem Herrn Bürgermeister persönlich abgeholt wurde und gab ihm das auch zu

verstehen. "Ja", lachte er freundlich, "das ist Neugierde meinerseits. Ich wollte doch unser neues Fräulein als Erster kennenlernen." Also - der Mann gefiel mir, und so fragte ich ein bißchen vergnügter: "Und wie ist Ihr Eindruck?" "In den letzten Jahren hatten wir ja häufiger ältere Lehrerinnen, aber so was Junges wie Sie, ist doch mal was anderes." Also, mit dem Bürgermeister verstand ich mich schon ganz gut.

Er war mit dem Einspanner da, und so fuhren wir dann in leichtem Pferdetrab unserm Ziel entgegen. Ich betrachtete die Gegend. Dieses weite Land! Soweit man sehen konnte sattgrüne Wiesen, üppiges Weideland mit schwarz-weißen Kühen und schlanken Pferden. Die weiten Felder waren schon abgeerntet, und dort sah man riesige Gänsescharen, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Und dann die Chaussee, mit Birken rechts und Birken links, und ein hoher, einmalig blauer Himmel!

Wir näherten uns der Schule. Ich wußte, daß ich an einer einklassigen Schule würde unterrichten müssen. Allerdings erfuhr ich während der Fahrt, daß es kein 7. und 8. Schuljahr gab. Also hatte ich insgesamt sechs Jahrgänge. Das Schulgebäude selbst machte einen gepflegten Eindruck, weiß gestrichene Mauern und schöne Fensterläden - ganz in hellem Blau. Der Bürgermeister zeigte mir die Räume, zuerst die Klasse - ein schöner, heller Raum - dann die Lehrerwohnung. Die brauchte ich, Gott sei Dank, nicht, denn dem Bürgermeister war es geglückt, mich auf dem nächstgelegenen Bauernhof in Kost und Logis unterzubringen. Ach, war ich froh! "Es war nicht so leicht, die Hausfrau zu überreden", hatte mir der Bürgermeister erzählt, "aber alle anderen Höfe liegen weitab von der Schule. Die Schule liegt nämlich an der Grenze zwischen zwei Dörfern." Als wir auf den Hof fuhren, kam uns das Ehepaar Bödiger entgegen. Sie machten einen freundlichen Eindruck, und ich bedankte mich gleich, daß sie so nett waren, mich bei sich aufzunehmen. Der Hausherr lachte verschmitzt, als er zu seiner Frau sagte: "Siehst du, Eva, so ein junges Mädchen können wir doch nicht in dieser unruhigen Zeit ganz alleine in der Schule wohnen lassen, nicht wahr? Das bringen wir doch nicht über's Herz!" Sie lachte und sagte: "Du hast mal wieder recht; aber nun wollen wir ins Haus gehen. Ich schätze, unsere junge Lehrerin hat auch schon Hunger. Das Mittagessen steht schon auf dem Tisch."

Der Bürgermeister überreichte mir die Schlüssel und verabschiedete sich. Ich bedankte mich bei ihm für alle seine Mühe. In der Haustür standen zwei junge Mädchen. Frau Bödiger stellte sie mir vor: "Das sind Vera und Maria, zwei Russinnen, die mir im Haushalt behilflich sind. Es

sind nette und tüchtige Mädchen." Ich gab ihnen die Hand, und sie zeigten echte Freude, daß ich auch sie begrüßte.

Ich hatte noch drei Tage Ferien; das war gut, zumal ich noch einiges für den Schulanfang zu erledigen hatte. Ich war so froh, daß alles so gut geklappt hatte, und ich schrieb noch am selben Tag an meine Eltern und bat meinen Vater, mir mein Fahrrad zu schicken.

Auf dem Hof waren auch zwei Polen für die Arbeiten im Stall und auf den Feldern. Das Essen war immer ganz großartig und reichlich - und für alle gleich. Ich hatte bald das Gefühl, als gehörte ich zur Familie. Die Bödigers hatten keine Kinder, und wir drei verbrachten viele Abende miteinander. Oft nahm mich auch Frau Bödiger mit, wenn sie nach Kuckerneese zum Einkaufen fuhr. Sie fuhr mit dem Auto, und mir machte es Spaß mitzufahren. Es dauerte nicht lange, da boten sie mir das "Du" an. Damit waren wir uns wieder ein Stückchen näher gekommen, was mich sehr freute.

Mit den Schulkindern kam ich gut zurecht. Sie waren meist brav, und das war doch ein erfreulicher Zustand. Häufig mußte allerdings der Unterricht ausfallen, weil immer wieder mal ein kleiner Treck aus dem Memelland in der Schule eine Rastpause von zwei bis drei Tagen machte oder eine Einheit Soldaten durchzog und hier 'Halt' machte.

An den freien Tagen war ich dann auch viel mit meinem Fahrrad unterwegs. Ich wollte doch gerne Land und Leute kennen lernen. Je weiter ich nach Westen fuhr, um so einsamer wurde die Gegend. Die weiten Felder und Wiesen waren von vielen Kanälen durchzogen, auf denen flache Kähne fuhren, beladen mit großen Heuhaufen, die zu den Anlegestellen der Bauernhöfe transportiert wurden. In dieser Gegend, weiter nach Westen zum Kurischen Haff hin gelegen, standen viele Windmühlen, bei denen sich nur die obere Kuppel drehte - und dann solche, bei denen sich das ganze Mühlenhaus drehte, was lustig anzusehen war.

Es gab hier auch viele große Gemüsefelder, da wuchsen Möhren, Kohlköpfe, riesige Kürbisse und gewaltige Gurken. Jetzt war ja für die Gemüsearten Erntezeit. Mit den großen Kähnen wurde das Gemüse nach Tilsit und Memel gebracht und sogar auch nach Königsberg. Das alles erinnerte mich an den Spreewald, den ich kennen lernte, als ich bei meinen Großeltern in Berlin war. Insgesamt hatte ich eine schöne Zeit. Man hätte die Tage besser genießen können, wenn nicht immer dieses Grollen und Donnern jenseits der Memel zu hören gewesen wäre. Aber ich hatte

in dieser Zeit auch viele Eltern meiner Schüler kennengelernt. Alle waren sehr nett.

Es gibt einen Tag, der mir ganz besonders in Erinnerung geblieben ist. Mein größter Wunsch war ja, einmal ans Kurische Haff zu kommen, und dieser Wunsch ging dann eines Tages in Erfüllung. Am 5. September hatte ich meinen 20. Geburtstag. Zu keinem Menschen hatte ich etwas gesagt. Das war einfach so eine Idee von mir. Aber am Abend, im Bett, heulte ich Krokodilstränen. Meine Kinderkrankheit hatte mich befallen. Ich hatte plötzlich so'n Heimweh, und ich heulte mich - wie früher in meiner Kinderzeit - in den Schlaf. Mein Vater sagte immer: "Heimweh ist eine Krankheit." Und ich dachte, daß ich diese Krankheit doch längst überwunden hätte. Aber das war wohl ein Irrtum!

Dann - eines Tages, so etwa fünf Tage nach meinem Geburtstag - ich kam gerade aus der Schule - kam Kurt auf mich zu, hielt mich an meinen Armen fest, schaute mich ganz streng an und sagte: "Weißt du, Gerda, daß du ein böses Mädchen bist?" Ich war ziemlich erschrocken und fragte: "Habe ich etwas Unrechtes getan?" "Das werde ich dir gleich erklären", sagte Kurt. Heute kam ein Anruf von deinem Bruder aus Tilsit. Ich soll dich schön grüßen, und er gratuliert dir nachträglich zu deinem 20. Geburtstag, und er wird sich noch brieflich melden. Es tut ihm leid, daß er deinen Geburtstag vergessen hat. Und nun frage ich dich: Wieso hast du deinen Geburtstag mit keinem Sterbenswörtchen erwähnt? Wir hätten dir gerne gratuliert, und Eva hätte ganz gewiß einen schönen Kuchen gebacken." Ein Wort ergab das andere, aber am Ende hatten wir uns versöhnt.

Während des Essens sagte Eva: "Gerda, wir möchten dir gerne nachträglich ein Geschenk machen. Womit können wir dir eine Freude bereiten?" Ich brauchte nicht lange zu überlegen. "Ach, wißt ihr", sagte ich, "ich mag es eigentlich gar nicht sagen." "Nun mal heraus damit", ermunterte mich Kurt. "Ja, also erstens würde ich gerne mal an das Kurische Haff fahren, und zweitens möchte ich so gerne mal einen richtigen Elch sehen", brachte ich ein bißchen verlegen hervor. Da mußten sie beide lachen. "Das dürfte kein Problem sein", meldete sich Eva wieder zu Wort. "Ich will am Sonntag sowieso meinen Vater mal wieder besuchen, und du, Kurt, kannst dann mit Gerda ans Haff fahren." Kurt war mit allem einverstanden. "Schön", sagte er, "also, Gerda, dann machen wir beide uns einen ganz tollen Tag." Ach, am liebsten wäre ich beiden um den Hals gefallen, aber das wagte ich nicht, ich schüchternes Mädchen! "Oh,

ich freue mich riesig!" rief ich dann doch. "Hoffentlich kommt nichts dazwischen."

Es kam nichts dazwischen! Schon morgens, in aller Frühe, ließ sich eine strahlende Sonne erblicken. Ich war früh aufgestanden. Der Frühstückstisch war schon gedeckt. Als ich ins Zimmer trat, musterte Kurt meine Kleidung. Ich sagte: "Was anderes habe ich nicht." "Eva", sagte er, "kleide das Kind doch mal vorschriftsmäßig ein." Eva lachte, holte ihre Regenjacke und Gummistiefel und meinte: "Die Jacke wird wohl genügen. Das Wetter bleibt gut." Schnell hatten wir das Frühstück hinter uns. Kurt hatte schon alles Notwendige auf den Einspanner gepackt, der Iwan hatte den schlanken Trakehner vorgespannt, und unsere Fahrt konnte beginnen. Eva würde mit dem Auto fahren.

Kurt fuhr in Richtung Nordwesten. Ich wunderte mich, weil wir doch das Haff westlich von uns hatten. "Wir kommen jetzt bald an den Wald, den du dort vorne schon sehen kannst", sagte Kurt. "Ich will dir nämlich



hist. Foto von Fritz Krauskopf

erstmal den Elch vorführen. Um diese Zeit wechselt er das Revier. Er verläßt den Wald und verschwindet in Richtung Haff, um im Schilf unterzutauchen. Sein Frühstück hat er schon hinter sich." Plötzlich verhielt Kurt das Tempo. Wir blieben mitten auf dem Waldweg stehen. "Dort hinten, wo die große Erle steht, hat er seinen Wechsel. Wir müssen ein bißchen ruhig verhalten", erklärte mir Kurt. Sein Gewehr legte er über seine Knie. "Nur für alle Fälle", tröstete er mich. Fast zehn Minuten saßen wir wie angepannt da. Plötzlich, nicht sehr weit von uns, stand er da, der Elch! Was für ein Tier! Er blieb ganz ruhig stehen, mitten auf dem Pfad, schaute uns an, als wollte er sagen. "Was wollt ihr hier in meinem Revier, ihr armseligen Menschen." Ein paar Minuten schaute er zu uns herüber - und

dann verschwand er ruhigen Schrittes im Dickicht. Mit meinen Gedanken war ich noch bei dem stolzen Tier, sah es eben noch vor mir, und dann - wie es plötzlich mit gesenktem Kopf im Schilf verschwand, und aller Stolz, schien mir, war dahin. "Es ist, als ob er nach dem verlorenen Paradies sucht, das er nicht finden kann", sagte ich vor mich hin. Kurt hörte meine Worte. "Ja", sagte er, "genau so ist es! Wo hast du das her, Mädchen?" "Ein Förster soll das vom Elch gesagt haben", antwortete ich, "ich habe es irgendwo gelesen. Aber ich erinnere mich an ein Gedicht des ostpreußischen Dichters Fritz Kudnig. Er hat etwas Treffendes über den Elch geschrieben. Mir fällt allerdings jetzt bloß ein Vers ein." "Sag ihn auf!" rief Kurt. Ich versuchte es:

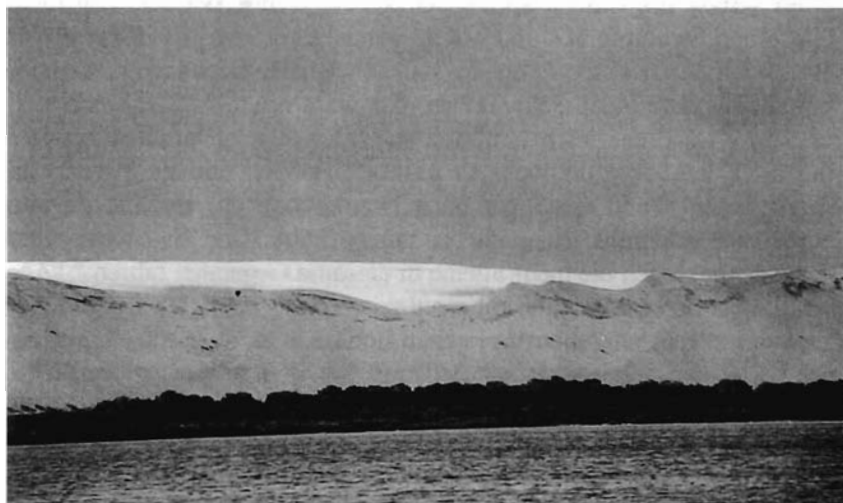
*Er kennt keine Scheu, steht furchtlos jenseits der Zeit,
gewaltiger, urhafter König der Einsamkeit,
ein Herrscher im Wald, auf den Dünen, im Meer des Lichts,
was bist du ihm, Mensch? Ein Hauch wie der Wind, ein Nichts!"*

"Der Kudnig hat recht", sagte Kurt, "treffender kann man es nicht beschreiben. Wo hast du das immer her?" Ich lachte ihn an: "Vergiß nicht, ich bin Lehrerin!" "Wart' mal ab, du schlaues Ding! Wenn du mich veräppeln willst, werf ich dich gleich ins Haff", rief er lachend.

Nun ging es flott weiter. Bald hörten wir das Rauschen, das lauter und lauter wurde. War es das Wasser, oder war es das Schilf? Auch andere Geräusche konnte man heraushören: Das Piepen der Vögel, das Schnattem der Wildenten und Graugänse, das Kreischen der Möwen und ab und zu - aus weiter Ferne kommend - das Röhren der Elche. Und dann - plötzlich war eine große Ruhe da. Jetzt waren wir am Haff. Das Wasser sah man bloß in der Ferne, denn vor uns breitete sich - viele Meter ins Wasser hinein - ein breiter Schilfgürtel aus. Als ein leiser Wind durch das hohe Schilf wehte, daß es anfang zu wispeln und raunen, verspürte ich plötzlich ein merkwürdiges Gefühl. Kurt hatte den Wagen angehalten, und wir lauschten den Geräuschen um uns herum. Es hätte mich nicht gewundert, wenn jetzt plötzlich ein riesiger Elch aus dem Dickicht des Schilfs aufgetaucht wäre. In diese Stille hinein fragte Kurt: "Hunger?" "Ja", antwortete ich, "ein bißchen" noch ganz in Gedanken versunken. "Dann fahren wir noch ein Stückchen am Strand entlang; bald kommt eine offene Stelle. Dort kannst du dann das ganze Haff überblicken, bis hin zur Nehrung rüber", erzählte er.

Wir waren etwa zwanzig Minuten gefahren, dann sah ich plötzlich das Haff in seiner ganzen Breite. Wir hatten einen guten Tag erwischt.

Die Sonne stand hoch und hell am Himmel und spiegelte sich in dem klaren, ruhigen Wasser, daß es glitzerte und blinkte. Ich schaute über das Wasser und erkannte am Horizont die Kurische Nehrung. Hier war eine der schmalsten Stellen des Haffs. Wie Berge erhoben sich die hohen Wanderdünen in der Ferne. Ein Stückchen weiter nach Norden müßte der bekannte Ort Nidden liegen.



Blick von der Haffseite auf die Sanddünen bei Nidden

Ach ja, das traurige Gedicht von Agnes Miegel fiel mir ein, "Die Frauen von Nidden". Wie war doch der Schluß?

*Sieh, wir liegen und warten ganz in Ruh!
Und die Düne kam und deckte sie zu."*

Mir lief ein Schauer über den Rücken!

Kurt hatte inzwischen die Decke vom Wagen geholt, hatte Tassen, Kanne, Getränke und Brote ausgepackt und rief: "Wenn gnädiges Fräulein jetzt geruhen würden mit mir zu speisen, wäre ich sehr glücklich." Ich mußte lachen und setzte mich schnell auf die Decke, indem ich sagte: "Ich bitte gnädigen Herrn um Entschuldigung. Ich war gerade drüben bei den Frauen von Nidden. Die ließen mich nicht los! Aber nun habe ich Hunger. Ach, sieht das lecker aus!" "Ja, ja", sagte er mit 'betrübter' Stimme. "Du unterhältst dich da mit den alten Weibern, und mich vergißt du!" "Ich werde mich bessern", versprach ich.

Ach, war es schön, hier zu sitzen, die leckeren Brote zu essen und in aller Ruhe über das stille Wasser zu schauen. Dieser herrliche Septembertag zeigte uns einen so klarblauen Himmel, so daß es den Anschein hatte, als wenn die Nehrung ein Stück näher gerückt wäre. "Weißt du was, Kurt", rief ich, "dieses Land verführt einen zum Träumen. Aber damit ist jetzt Schluß!"

Im selben Augenblick sprang ich auf, lief zum Wasser, zog meine Schuhe und Strümpfe aus und watete vorsichtig in das wunderbare Naß. "Es ist warm!" rief ich. "Schade, daß ich keinen Badeanzug mit habe. Einmal ein Stück hinausschwimmen, das wäre schön!" "Zieh' dich aus!" rief Kurt, "ich drehe mich um." Ich sah, als ich mich umdrehte, wie er grinste. "Das könnte dir wohl so passen", rief ich und ging weiter ins Wasser hinein, "und wenn wir nach Hause kommen, erzählst du allen Leuten, wie schamlos ich mich benommen habe. Und Eva wird sagen: Die beiden lasse ich nie mehr alleine in einsame Gegenden fahren." "Aber was glaubst du, wie mich alle beneiden werden", hörte ich ihn plötzlich hinter mir sagen, und ebenso plötzlich hob er mich auf seine Arme, hob mich höher und höher, als wollte er mich ins Wasser werfen, und ich in meiner Angst legte meine Arme um seinen Hals, um mich festzuhalten. Er lachte verschmitzt: "Mädchen, Mädchen, weißt du was? Dieser Augenblick wird mir immer in Erinnerung bleiben. Ach, laß deine Arme noch ein Weilchen um meinen Hals liegen." Ich erfüllte ihm den Wunsch und sagte: "Danke, Kurt, für den schönen Tag." Er trug mich aus dem Wasser, stellte mich auf die Erde und sagte: "Wir müssen weiter."

Es war ein schmaler Weg, den wir fuhren, und immer hatten wir einen herrlichen Blick hinüber zur Nehrung. Dann tauchte ein Dorf auf. "Hier liegen noch einige Segelboote. Ich möchte dir noch, ehe wir nach Hause fahren, unsere Segler mit den schönen Kurenwimpeln zeigen." Wir hielten an, und Kurt band den Trakehner an einem Baum fest. Kurt nahm mich an die Hand und führte mich auf einem schmalen Weg zum Hafen hinunter. Ich war begeistert von den flotten Segelbooten mit den wunderschönen Schnitzereien am Mastende. "An den Symbolen auf den Wimpeln kann man erkennen, woher die Segler kommen: Von der Samlandküste, von der Nehrung oder von der Elchniederung", erklärte mir Kurt. Ich war wieder ein bißchen schlauer geworden.

Nun wurde es höchste Zeit, wieder nach Hause zu fahren. Ich schaute noch einmal zurück - hinüber zur Nehrung. Der blaue Himmel, der von

der Sonne rotgefärbte Horizont, diese einsame Weite sollten mir unvergessen bleiben. -

Am 15. Oktober wurde die Elchniederung geräumt. Ich kehrte zurück nach Heilsberg zu meinen Eltern. Mit der Zeit kamen mir die knapp acht Wochen, die ich in der mir so vertraut gewordenen Elchniederung verbracht hatte, wie ein wunderbarer Ausflug vor, ein Ausflug in ein Paradies, das mir vor allem wegen der liebevollen Menschen in unvergeßlicher Erinnerung geblieben ist.

Gerda Lorenzen, geb. Nieswand,
Heilsberg / Ringsberg

Von Schutzengeln begleitet

Lebensretter nach über 50 Jahren wiedergefunden.

Jedes Jahr wandern die Gedanken zurück zu dem schrecklichen Erleben 1945 in Ostpreußen und zu den Wegen meiner Flucht: Wie war es damals im Januar 1945? So fragen es immer wieder meine fünf Kinder und drängen mich dazu, es aufzuschreiben.

Am 20. Januar 1945 feierte ich in Kalkstein, Kreis Heilsberg, mit Freundinnen und Klassenkameradinnen des Wormditter Gymnasiums meinen 16. Geburtstag. Als wir die Gäste spät abends mit zwei Kutschschlitten nach Wormditt zurückbrachten, vernahmen wir im Wald schon furchterregenden Geschützdonner. Am nächsten Tag wurde die Bevölkerung zur Kirche gerufen. Pfarrer Bartsch sprach von bevorstehender schwerer Zeit und erteilte den Gottesdienstbesuchern die Generalabsolution. Ein tiefer Ernst lag über den Kirchgängern. Die meisten wollten nicht fliehen, auch meine Eltern nicht. Erst am 23. Januar kam der Fluchtbefehl.

Am 24. Januar nachmittags erschien ein erster russischer Stoßtrupp auf unserem etwa einen Kilometer vom Dorf entfernt liegenden Bauernhof. Am Abend wurden Wohnhaus und die anderen Gebäude von ungefähr 60 Russen überflutet, Offiziere und Mannschaften. Während mein Vater in einem Nebenraum mit ständig vorgehaltener Pistole verhört wurde, zwangen sie mich, Klavier zu spielen. Eine unbeschreibliche Angst lebte in

uns. Schließlich fragte mich ein junger Russe, ob ich Student sei. Als ich ihm antwortete, dass ich zum Gymnasium gehe, sagte er: "Ich bin Student, ich passe diese Nacht auf dich auf, damit dir nichts zustößt." Auch solche Schutzengel gab es!

An den nächsten zwei Tagen wechselten ständig die russischen Soldaten, plündernd streiften sie durchs Haus und verbreiteten Angst und Schrecken. Am 27. Januar früh waren deutsche Truppen vom Raum Guttstadt aus zu einem Durchbruchversuch durch den russischen Riegel Richtung Weichsel angetreten. Kalkstein wurde nach schwerem, für beide Seiten verlustreichen Häuserkampf am Vormittag von deutschen Truppen wieder eingenommen. Unser Bauernhof lag etwa einen Kilometer vom Dorf Richtung Albrechtzdorf entfernt. Als der Beschuß der Deutschen einsetzte, stürmten die Russen ins Haus, zerrten meinen Vater heraus, trieben ihn zum Nachbarhaus und wollten ihn dort erschießen. Eine damals bei uns arbeitende Frau aus Weißrußland hörte den Lärm, stellte sich vor meinen Vater und erklärte den aufgebrachten Russen: "Dieser Mann wird nicht erschossen! Er war immer gut zu mir, hat mir Wohnung, Kleider und zu essen gegeben . . ." Sie ließen von ihm ab. Einige Zeit später, als die dort gebliebenen Deutschen abgeholt wurden, um zu Transporten nach Rußland zusammengestellt zu werden, gab diese Frau meinen Eltern einen Zettel mit einigen Sätzen in kyrillischer Schrift mit auf den Weg. Mein Vater übergab diesen Zettel dem Offizier der Sammelstelle. Einige Zeit danach wurden meine Eltern aufgerufen. Vater wurde gesagt: "Du warst gut! Geht nach Hause." Diese Frau hat meinen Eltern somit zweimal das Leben gerettet. Sie hieß mit Vornamen "Ljuba", zu deutsch: Liebe!

In den Nachmittagsstunden des 27. Januar näherten sich unserem Hof vom Dorf her drei Soldaten in Schneehemden. Ich rannte ins Haus und rief: "Drei Russen kommen." Die Haustür wurde verriegelt. Schließlich pochte es an der Haustür, wir gingen gemeinsam in panischer Angst zur Tür und öffneten sie. Vor uns standen drei deutsche Soldaten! Wir weinten vor Erschütterung und übergroßer Freude. Einer der Soldaten sagte: "Nun weint man nicht. Wir sind jetzt da", und steckte mir zum Trost ein Stück Schokolade zu.

Während der Nacht hatten dann drei deutsche Sturmgeschütze an unserem Hof Stellung bezogen. Die Landser drängten meine Eltern zur Flucht, aber vergeblich! Aber die Tochter sei in großer Gefahr und müs-

se fort. Schließlich bat mein Vater den kommandierenden Offizier, einen Leutnant Schulz aus Baden-Baden, mich in Sicherheit zu bringen. Dieser willigte ein mit der Zusage an meine Eltern, mich nach erfolgreichem Verlauf des Durchbruchs in wenigen Tagen in Pommern sicher absetzen zu können. So bestieg ich am Morgen des 28. Januar mit einem kleinen Bündel und etwas Geld versehen, wie meine Eltern bitterlich weinend, durch die Luke das Sturmgeschütz. ----- Ein mir unvergeßlich bleibender Abschied! Im Dunkeln des Gefährts reichte mir bald ein Soldat eine Flasche und forderte mich auf, einen kräftigen Schluck daraus zu nehmen. Ich tat es und war wenig später "benebelt". Es war Alkohol vom stärksten Kaliber (!), in diesem Moment aus der Sicht der Soldaten wohl die beste "Medizin". Das Weinen und Nachdenken hörten spontan auf.

Zehn Tage befand ich mich mit den Soldaten im Kampfgeschehen, zunächst in verschiedenen Dörfern des Kreises Preußisch Holland (Reichwalde, Sommerfeld, Schmauch, Göttchendorf, Döbern, Spanden) und Bornitt (Kreis Braunsberg). Sie teilten mit mir das letzte Stückchen Brot und sorgten für schützende Kleidung und Stiefel gegen starken Frost und Schneesturm. So erfuhr ich echte Kameradschaft.

Die Kämpfe in den o.g. Ortschaften waren sehr heftig. Die Sturmgeschütze waren laufend im Einsatz. So wurde ich einem Munitions-LKW der Brigade anvertraut. Bei einem Panzerangriff der Russen wurde das Sturmgeschütz mit Leutnant Schulz in Schmauch abgeschossen, mein Beschützer war gefallen! Als die Nachricht, dass er tot sei, zu mir durchsickerte, meldete ich mich bei meinen Kameraden ab. Es trieb mich gegen den dringenden Rat der erfahrenen Soldaten zu dem Gefallenen. Ich robbte im Straßengraben entlang, bis ich den Toten im Garten eines Bauernhauses mit einer Plane zugedeckt fand. Ich betete ein Vaterunser und dankte ihm für seine Bereitschaft, mich in Sicherheit zu bringen. Denselben Weg zurück robbend, fand ich dann meine Soldaten wieder. Sie hatten wegen des Dauerbeschusses nicht mehr mit meiner Rückkehr gerechnet.

Dann wurde der Durchbruchversuch aufgrund eines Telegramms von Gauleiter Koch an das Führerhauptquartier abgebrochen, der kommandierende General Hoßbach abberufen. Die Absetzbewegung der Truppen ging rückwärts Richtung Ermland. Ein unbeschreibliches Kampfgeschehen vollzog sich am nächsten Tag um das Dorf Göttchendorf, das gehalten werden konnte. Des Nachts aber waren russische Truppen in das

Dorf eingedrungen. Wir lagen in einem von Soldaten und Flüchtlingen überfüllten Gasthaus an der wichtigsten Straßenkreuzung des Dorfes. Der Muni-LKW war hinter dieser Kreuzung abgestellt. In den frühen Morgenstunden wurde diese Straßenkreuzung von den heranrückenden Russen unter Dauerbeschuß genommen. Es herrschte eine fürchterliche Panik. "Mein" Muni-Fahrer sagte: "Wir müssen hinüber zum LKW." Er faßte meine Hand, schrie "Ducken!" und riß mich mit über die Kreuzung. Über uns pfliffen die Geschosse. Start und Abfahren des mit Munition beladenen LKW gelangen ohne Treffer. So rettete mir dieser mutige Soldat das Leben! Alleine hätte ich dieses Wagnis nicht geschafft. Noch lange mußte ich an das Schicksal der zurückgebliebenen Verwundeten und Flüchtlinge denken, denn Göttchendorf wurde an diesem Tag von den Russen eingenommen.

An den folgenden Tagen griffen russische Tiefflieger in das Kampfgeschehen ein. Furchtbare Szenen spielten sich besonders durch den Beschuß des Flüchtlingstrecks ab. Unser Weg führte weiter über Döbern, Spanden nach Bornitt.

Dort entdeckte mich einige Tage später ein Stabsarzt bei den Soldaten. "Was hast du als Mädchen bei den Soldaten zu suchen? Du mußt hier schnellstens raus. In wenigen Tagen sind die Russen hier. Was glaubst du, wie es dir dann ergeht?" Er befahl mir, mich am nächsten Morgen im Feldlazarett einzufinden und ihm beim Versorgen von Verwundeten behilflich zu sein. Dann müsse ich mit dem nächsten Verwundetentransport nach Mehlsack weiterfahren und mich von dort weiter Richtung Frischem Haff durchschlagen. Mein anfängliches Zögern, meine Einheit, die Sturmgeschützbrigade 904, zu verlassen, wurde mit dem energischen Kommando des Offiziers entkräftet: "Du trägst eine Uniform und hast zu gehorchen!" (Die Soldaten hatten mich zum Schutz vor Kälte und Schnee in Stiefel und Uniformjacke gesteckt). So mußte ich gehorchen und meine Retter verlassen, schweren Herzens, hatte ich doch durch sie Schutz und Hilfe erfahren! Über Mehlsack, Braunsberg und Heiligenbeil trat ich mit meinem Bündel zu Fuß am 12. Februar den Weg über das zugefrorene Haff an. Doch bald brach ich vor Erschöpfung zusammen. Ich war nicht mehr imstande weiterzugehen, saß völlig apathisch auf dem Eis, während die Treckwagen an mir vorüberzogen. Wiederum waren es Soldaten, die zu meinen Rettern wurden: Ein Pferde-Schlitten mit verwundeten Soldaten hielt, der Kutscher erkannte meine Situation, rückte die Verwundeten

etwas zusammen und nahm mich mit. So erreichte ich die Nehrung und Pillau, dann mit dem Schiff Gotenhafen und später Mecklenburg.

Was hat mich nun nach über 50 Jahren bewogen, meinen Lebensretter von Göttchendorf zu suchen? Dankbarkeit ist eine Triebfeder. Auch sind es wohl die Wendepunkte im Leben, die rückschauend erkannt zum Nachdenken führen. Ich kannte weder Namen noch Adresse meines Retters, jedoch die Nummer "meiner" Einheit, "Sturmgeschützbrigade 904". Ich wußte ferner, dass er Gefreiter und vor allem Fahrer eines Munitions-LKW in der fraglichen Zeit in den erlebten Frontabschnitten war und dass er aus Württemberg stammte. Eine Suchanzeige, die ich im Mitteilungsblatt "Alte Kameraden" aufgab, führte schon nach relativ kurzer Zeit zum Ziel. Es meldeten sich ehemalige Kameraden der 904 und gaben Hinweise. Dann kam die aufregende Nachricht, dass er gefunden wurde: Hermann Hirschbach aus Gagggstadt. Nach über 50 Jahren stieg es aus meinem Unterbewußtsein allmählich auf und wurde zur Gewißheit: Ja, so hieß er, es war ein nicht häufiger, zweisilbiger Name: Hirschbach: Hirschbach! So hieß er! Ein längeres Ferngespräch klärte die damaligen Zusammenhänge: Ja, er hatte während des geschilderten Durchbruchversuchs aus dem abgeriegelten Ostpreußen in seinem Muni-LKW einige Zeit ein Mädchen mitgenommen. Viele weitere Details wurden abgefragt und stimmten überein. Auch war Göttchendorf schrecklich in seiner Erinnerung haften geblieben. Er hat Krieg und russische Gefangenschaft überlebt, ist ein aktiver Rentner im Alter von 77 Jahren. Ein Treffen wurde vereinbart. Es gab ein tränen- und freudenreiches Wiedersehen, und eine neue Freundschaft wurde begründet. So konnte ich ihm und später anlässlich meiner Teilnahme an einem Kameradschaftstreffen meinen Lebensrettern der Sturmgeschützbrigade 904 danken. Mir, aber auch manchem hochbetagten Kameraden, rannen die Tränen über die Wangen. Rückschauend bin ich sicher, dass immer wieder Schutzengel meinen Weg begleiteten: ". . . In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet . . ."

Dr. Theresia Ehlert, geb. Prothmann,
Kalkstein, Kreis Heilsberg / Ludwigsburg

--- Der Beitrag ist im Ostpreußenblatt vom 3. März 2001 - Folge 9 - Seite 23 abgedruckt worden und wurde von der Verfasserin freundlicherweise auch für unseren Heimatbrief zur Veröffentlichung freigegeben. ---

Erinnerung an die Toten

Heilsberg

Am 21. Juli kamen ehemalige Bewohner des Kreises Heilsberg. Drei Tage verbrachten sie in der Stadt ihrer Vorfahren mit Spaziergängen durch die bekannten Gassen und mit dem Bewundern der Schönheit der ermländischen und masurischen Seen.

Den Ausflug in die Gefilde der Jugend organisierte Aloys Steffen. Da die Kreisgemeinschaft Heilsberg in Deutschland die Tätigkeit der Johanniter-Sozialstation finanziert, richteten sich die ersten Schritte der Gäste zum Sitz der Station. Alle konnten sich überzeugen, unter welchen Bedingungen Patienten aufgenommen werden, die die ambulante Fürsorge in Anspruch nehmen. Später legten die Krankenschwestern im Sitz der Gesellschaft "Ermland" einen Bericht über ihre Tätigkeit ab und antworteten auf die Fragen der Gäste. Es stellte sich heraus, dass niemand vermutete, dass die vor drei Jahren begonnene Initiative so unentbehrlich werden könnte. Die humanitäre Hilfe der Johanniterstation hat sich schon in der Heilsberger Gegend einen Namen gemacht und leistet der Gesellschaft gute Dienste. Unsere Gäste überzeugten sich davon, dass sie gerade auf diese Weise ein sehr starkes Band zum Land ihrer Jugend knüpfen.

Montag, der 23. Juli, war einem sehr wichtigen Treffen gewidmet, bei dem sich unsere Gäste mit den Vertretern der Stadt trafen und sich mit ihnen zum kommunalen Friedhof begaben. Dort legten sie Blumen am Denkmal für den Segelflieger Ferdinand Schulz nieder. Sie wählten auch den Platz aus, an dem ein Gedenkstein aufgestellt werden soll, der allen auf dieser Erde Ermordeten, Vermissten und Gefallenen gewidmet ist.

Im städtischen Rathaus wurde unsere Delegation vom höchsten Würdenträger der Stadt des Kopernikus in der Person des Bürgermeisters M. Byczkowski empfangen. Herr A. Steffen wandte sich an ihn mit einer Bitte der ehemaligen Bewohner des damaligen Kreises Heilsberg und fand offene Ohren. Die Stadt akzeptierte die Aufstellung des Gedenksteins und den Wortlaut der Inschrift. Alle waren sich bewusst, dass bis zur Realisierung noch ein langer Weg vor ihnen liegt, da der Heilsberger Friedhof zu den geschützten Objekten gehört, weswegen die Initiativgruppe ihr Projekt dem Denkmalschutz zur Zustimmung vorlegen muss.

Alle Gäste waren ergriffen vom Wohlwollen und Verständnis der Leitung der Stadt. Sie fuhren mit der Überzeugung ab, dass es vielleicht schon im nächsten Jahr möglich sein wird, in einer stillen Minute all derer zu gedenken, denen der Krieg das genommen hat, was am wichtigsten ist - das Leben.

Ewa Huss-Nowosielska,
Lidzbark (Heilsberg)

- veröffentlicht im Mitteilungsblatt der deutschen Minderheit
im Bezirk Ermland und Masuren Nr. 7 - 8, Juli - August 2001 -

Eine Geschichte aus Ostpreußen

Dr. Anton Jux - Recherchen über seine ostpreußischen Vorfahren

Dr. Anton Jux (1895 - 1959) hat schon als Schuljunge wachen Auges seine Umgebung und deren Veränderungen, die Rangordnungen innerhalb der Verwandtschaft oder der Stände, die Angewohnheiten und Tätigkeiten der Nachbarn, die erzieherischen Auswirkungen der Schulen oder den Einfluß der Kirche auf das tägliche Leben beobachtet.

Neben seinem geliebten Lehrerberuf galt sein vornehmliches Interesse der Volks- und Familienkunde, den Überlieferungen aus der Heimatgeschichte u.a.m. 1999 erschien das Buch "Vor hundert Jahren im Bergischen" im Heider Verlag Bergisch Gladbach, dem dieser Beitrag im wesentlichen entnommen ist.

Die erlebte Kindheit und Jugend des Bäckerjungen, Seminaristen und späteren Volksschullehrers versetzt u.a. auch in die Zeit der Herkunft seines Vaters aus Heilsberg. Hier also die bewegende Geschichte der Vorfahren von Dr. Anton Jux aus Bergisch Gladbach.

Vaters Herkunft und Deutung des Familiennamens.

Im ermländischen Heilsberg wurde mein Vater am 21. Juli 1863 als Sohn des Stellmachermeisters Anton Jux und seiner Gattin, der Elisabeth Bönig, geboren. Während die Großmutter einer altbürgerlichen Heilsberger Handwerkerfamilie entstammt, kam der Großvater von einem Bau-

ernhof in Roggenhausen, unweit der Kreisstadt her, den sein Vater Franz durch Einheirat übernommen hatte.

Alle Familien mit Namen Jux, die ich bisher in Deutschland feststellen konnte, lassen sich nach Ostpreußen, und zwar ins Ermland zurückverfolgen. Das Herkunftsgebiet verdichtet sich in den Kreisen Heilsberg und Rössel. Mit den Fegder in Langwiese, Buchholz in Lawden, Lossau in Konnegen und Hoenig in Knipstein gehört die katholische Sippe Jux zu den ältesten Bauernfamilien im Heilsberger Kirchsprengel. Gregor Jux ist um 1635 Bauer in Medien, und seine Nachkommen lebten dort bis 1945. Als "Juks" und "Jux" findet sich der Name in den Kirchenbüchern, und es ist daraus ersichtlich, dass er seit dem 16. Jahrhundert keine lautliche Abweichung mehr erfahren hat.

Der Name Jux, der selbstverständlich mit dem lateinischen *jocus* nichts zu tun hat, wird in der Regel von dem Heiligennamen "*Jodocus*" hergeleitet, jedoch läßt Dr. Karl Linnartz auch die Ableitung von *Justus* als möglich erscheinen. Damit gehört dieser Name in die schier zahllose Reihe deutscher Familiennamen, die sich aus alten Vornamen bildeten.

Es liegt nahe, die Spur des Familiennamens auch nach Schwaben zu verfolgen. Im alten Bistum Konstanz wurde der heilige Jodokus im 10. Jahrhundert, außer in einigen Pfarrkirchen, namentlich auch in Württemberg und im Schweizer Gebiet, in zahlreichen Kapellen verehrt.

Meines Vaters harte Jugend

Von den furchtbaren Schicksalsschlägen, die über die Kinderjahre meines Vaters hereinbrachen, hat er niemals auch nur ein Sterbenswörtlein verlauten lassen. Er wollte uns offenbar damit nicht belasten, aber ich hatte doch immer das Gefühl, dass er wohl in der Jugend Schweres und Bitteres durchgemacht haben müsse, weil er auf Drängen und kindliches Fragen hin, mitunter von überaus harten Entbehrungen, von kärglicher Kost, von dürftigster Kleidung, von härtester Arbeit berichtete. Hingegen erzählte er viel von der willensstarken, schicksalsgehärteten Großmutter, von dem großen Bruder Karl, der ein Schmied, von Franz, der ein Schuster wurde, von der ältesten Schwester Therese, der zähen Schaffnerin des Hauses, die geradezu wie die Mutter selbst die Schar der jüngeren Geschwister betreute und aufzog.

Mein Großvater Anton Jux erblickte am 4. Juni 1827 als siebentes Kind des Bauern Franz Jux und seiner Ehefrau Elisabeth, geborene Fittkau, zu Roggenhausen bei Heilsberg das Licht der Welt. Damals stand der elterliche Hof noch mitten im Dorfe, und hier wuchs der Knabe auf. Er erlernte das Stellmacherhandwerk und wurde tüchtig in seinem Fach.

Wahrscheinlich hatte er als Geselle in der Stadt Heilsberg gearbeitet. Er lernte hier die jüngste Tochter des bereits am 4. Oktober 1839 verstorbenen Mälzerbrauers Valentin Bönig kennen. Elisabeth, geboren am 14. September 1833, ein bildhübsches Mädchen, war beim frühen Tode des Vaters erst sechs Jahre alt gewesen und hatte die Not der Witwenschaft ihrer Mutter, geborene Apollonia Neumann, mitertragen müssen. Die einst recht wohlhabende Familie war bereits in den letzten Lebensjahren des Vaters durch den Rückgang des Geschäftes und schwere Unglücksfälle in große Bedrängnis geraten.

Der lebenslustige schmucke Stellmachergeselle verliebte sich in Elisabeth. Man war sich schnell einig, und da ihm die Möglichkeit geboten war, sich auch beruflich selbständig zu machen, vermählten sie sich am 15. November 1852, nachdem er fünfundzwanzig, sie aber erst neunzehn Jahre alt geworden war. Ungetrübt verliefen die ersten Jahre des jungen Eheglücks. Reicher Kindersegen stellte sich ein. Mit den Verwandten beiderseits bestand ein herzliches Einvernehmen, bei den Kindtaufen standen sie alle Paten, die Jux in Roggenhausen, die Schmidt auf dem Vorwerk, die Fanta in Reimerswalde, die Bönigs in Konnegen, die Neumann und die Grunenberg in Heilsberg.

Auch das Handwerk ging gut; dem rührigen und umsichtigen Meister flossen die Aufträge in Menge zu. Ohne Zweifel galt Anton Jux als der gesuchteste Stellmacher von Heilsberg. Mitten in der Stadt wohnte die Familie in dem Hause, das in der Nordwestecke dicht an das frei auf dem Marktplatz stehende Rathaus angebaut war. Ähnlich zog sich rings um das Rathaus ein Kranz von Wohnungen und Läden. Wenn man bedenkt, dass zum Hause eine Stellmacherwerkstatt und ein Arbeitsvorplatz gehörten, muß man schon annehmen, dass es ziemlich geräumig war.

"Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell." Das sollte auch die Familie Jux erfahren. Anfang 1867 brach das Verhängnis über sie herein. Friedlich waren die sechs Kinder, drei Mädchen und drei Knaben, von der Mutter

abends zu Bett gebracht worden. Da gellte kurz nach zehn Uhr plötzlich das Feuerhorn, und vom Turme klang die Sturmglocke. Sie riß alle aus dem tiefen ersten Schlummer heraus. In der westlich vom Rathaus verlaufenden Langgasse war Feuer ausgebrochen und breitete sich mit Windeseile aus, äscherte den ganzen Häuserblock der westlichen Marktseite und das Rathaus mit den angebauten Wohnungen vollständig ein.

Die Stadtchronik berichtet darüber: "Am 27. Februar 1867, abends gegen zehn Uhr brach in dem Stalle des Riemer Preuß in der Langgasse Feuer aus, und es brannte mit Ausnahme von zwei Häusern das ganze Karree der westlichen Marktseite ab. Ein ziemlich heftiger Wind von West trieb die Flamme auf das Rathaus. Den zum Teil hölzernen Turm erfaßte zuerst das Feuer, und das Gebäude wurde bis auf die Ringmauern und Giebel gänzlich zerstört. Der Gesamtschaden wurde durch dieses Feuer auf 70.000 Reichsthaler geschätzt."

Es muß eine furchtbare Nacht gewesen sein. An Löschen war bei dem starken Winde überhaupt kaum noch zu denken. Da galt es, wenigstens die Menschenleben zu retten. Mein Vater hat oft erzählt, wie er von der Mutter aus den Gluten fortgetragen wurde. Die Besitzer der um das Rathaus gelegenen Buden und Wohnungen durften aus polizeilichen Gründen nicht wieder aufbauen. Hierfür erhielt jeder von der Stadt eine Entschädigung von 50 Talem, womit alle sich einverstanden erklärten. Großvater bat allerdings, ihm, wenn irgend möglich, eine anderweitige Baustelle zu überweisen, da es ihm schwerfallen würde, als Stellmacher eine passende Gelegenheit zur Miete zu erlangen. Wenn ihm ein Bauplatz gewährt werden könnte, würde er gern auf die Entschädigung verzichten. Ob er nun baute oder mietete, habe ich nicht mit Sicherheit feststellen können, jedenfalls wohnte die Familie dann in einem Hause in der Fleischerstraße, das später dem Fleischermeister Johann Drews gehörte.

Schon als junger Mensch war Anton Jux überaus lebenslustig und ein Freund fröhlicher Unterhaltung. Er verschmähte es auch nicht, in Gesellschaft seiner gleichgesinnten Bekannten zu zechen und liebte das Kartenspiel. So soll er besonders gern "Sechsendsechzig" gespielt haben. Dabei gewann er oftmals und leistete sich dann ein Schnäpchen mehr. In seiner Gutmütigkeit vertraute er der Ehrlichkeit der Menschen allzuviel, ließ sich bei solchen Gelegenheiten über die Maßen ausnutzen und hielt andere frei oder übernahm ihre Zechschulden. Als 1866 das Wechselrecht gesetzlich festgelegt worden war, wurde er durch die nun aufkommende

Wechselreiterei allmählich immer mehr ins Verderben gerissen. Seine schlechten Freunde nötigten ihn, ihre Wechselverpflichtungen als Bürge zu unterschreiben. Später stellte es sich dann heraus, dass sie zahlungsunfähig waren, und der biedere Stellmachermeister mußte für sie eintreten.

Im Jahre 1871 kam dann die Katastrophe. Alles war vertan. Über furchtbarem Wehklagen und Weinen der Kinder, begleitet von dem namenlosen Ingrimme der Frau, hatte der Gerichtsvollzieher die letzte Habe gepfändet, nicht für eigene, sondern für anderer Leute Schulden. Meine Großmutter, von jung auf Härte gewöhnt, muß auch eine harte Frau geworden sein. Wie waren die Lasten auf sie niedergebrochen, die schwere Arbeit um die große Kinderschar, die Glutstürme der Feuersbrunst, die Not um den irregegangenen Gatten! Wie oft hat sie ihn wohl mit guten und bösen Worten vergeblich ermahnt und gewarnt aus übervollem, bittersorgendem Herzen, hatte ihn gebeten und kniefällig angefleht, doch ihrer und der Kinder wegen die falschen Freunde und die trügerischen Freuden der Kneipen zu meiden! Nun wies sie dem seelisch zusammengebrochenen Gatten wortlos die Tür.

Da ist der Vierundvierzigjährige, mit dem sie fast neunzehn Jahre zusammengelebt, dem sie neun Kinder geschenkt hatte, von denen die älteste Tochter fast achtzehn, die jüngste nur knapp ein Jahr alt war, hinausgegangen für immer.

Für die des Ernährers beraubte Familie in Heilsberg brach nun eine schlimme Notzeit an. Sie haben es wirklich ausbluten müssen! Sie mußten ihr eigenes Haus verlassen und sich mit einer kümmerlichen Notunterkunft begnügen. Nicht einmal der alte Hausrat war ihnen geblieben. Und acht minderjährige Kinder wollten Brot haben. Noch im Jahre des großen Stadtbrandes war Anna geboren worden; im Jahre 1868 folgte Martha, die bereits vor Vollendung des ersten Lebensjahres an der "Bräune" starb, und noch als jüngstes und letztes Kind kam 1870 Agathe zur Welt.

Da erwies sich Elisabeth Bönig als eine Frau, die von einer Lebenskraft und einem Starkmut ohnegleichen aufrechtgehalten wurde.

Wie viele Stunden mag sie wohl in bitteren Nächten an dem geringen Licht der kleinen "Glimse", die ich als bewegendes Andenken an sie aufbewahre, genäht, geflickt und gestrickt, gesponnen und gewebt haben.

Die große Tochter Elisabeth, die schon fast achtzehn und ganz besonders Therese, die siebzehn Jahre alt war, haben ihr gerüttelt Teil mitschaffen müssen. Ganze 25 Pfennig verdiente Therese, die auswärts arbeiten ging. Treu standen alle Geschwister zueinander und brachten jedes Stücklein Brot heim für die Kleinen, dass alle satt wurden. Fleisch kannten sie kaum, mitunter teilten sie einen einzigen Hering allesamt! Auch die jüngeren Kinder mußten heran, so wie die Kräfte wuchsen. Karl kam als Schmied, Franz als Schuhmacher, und Anton als Bäcker in die Lehre. Die Mutter webte mit den Töchtern aus alten Stoffresten und Lappen Läuferteppiche, von denen in meinem Elternhaus noch viele lagen. Erzpriester Pohlmann, der von 1869 bis zu seinem Tode 1891 die Heilsberger betreute, stand seiner Base mit Rat und Tat zur Seite. Er sorgte für Linderung der größten Not und behielt das Fortkommen der Kinder im Auge. - - - Großmutter fand nicht zu ihrem Ehegatten zurück. Er war ein großer starker Mann, trug einen kurzen Bart und ging im Alter gebeugt. Als ihn die Ahnung beschlich, dass seine Tage gezählt seien, trieb es ihn wieder in die Heimat. Es scheint, dass er seit 1895 ununterbrochen im Osten geblieben ist. Selbst als Greis, als welcher er aber vor der Welt nicht gelten wollte, ging er noch immer der Arbeit als Stellmacher nach. Zuletzt hielt er sich vier Wochen auf dem elterlichen Hof in Roggenhausen auf, er fühlte sich matt und krank. Aber was ihn zog, das war Heilsberg. So kam der Zweiundsiebzigjährige am Karsamstag des Jahres 1899 wieder ins Vorwerk zu seiner Schwester, offenbar in der festen Absicht, nun doch noch in letzter Stunde eine Versöhnung mit seiner Familie herbeizuführen. Er fühlte sein Ende herannahen und ging in der Heilsberger Pfarrkirche zu den Sakramenten, und es scheint, dass er dem Priester sein Herz ausgeschüttet hat - und der hat ihm offenbar gut zugesprochen.

Am Donnerstag in der Woche nach Ostern hatte er morgens in dem Gasthof in der Hohetorvorstadt das Frühstück bestellt. Da wurde ihm unwohl, er begab sich nach draußen auf den Hof an die frische Luft und kam nicht wieder. Man suchte nach ihm und fand ihn, in einer Mauerluke sitzend, tot auf. Ein Schlaganfall hatte seinem unglücklichen Leben ein Ende gesetzt.

Mein Vater genoß das Wandern der Handwerksgesellen und kam so im Laufe der Zeit nach Köln. Ein Onkel meiner Mutter hat den jungen Ermländer angeworben, er lernte meine Mutter kennen und blieb.

zusammengestellt von G. u. W. Fuhr / Pulheim

Nachrichten aus den USA

Ingrid Grunert, geb. Perk, aus Galitten hat es nach Flucht und Vertreibung 1945 bis in die Neue Welt, USA, verschlagen. Dort lebt sie mit ihrem Ehemann Claus Grunert - aus Blumenau - und ihrem Sohn seit vielen Jahren in der Stadt Jamestown, im Staat New York.

Im "THE POST JOURNAL" - einer dort erscheinenden Zeitung - wurde mit Datum vom 20. April 1996 ein Bericht abgedruckt, in dem sie ihre Flucht aus Ostpreußen 1945 geschildert hat. Diese Veröffentlichung ist im Heilsberger Heimatbrief Nr.6, 1997 wiedergegeben worden. Jetzt hat Ingrid Grunert weitere Artikel zum Thema Ostpreußen - abgedruckt in der in den USA erscheinenden Zeitung "AMERIKA - WOCHE" - geschickt, die auch für alle Leser des Heilsberger Heimatbriefes sehr interessant sein dürften.

Lauter Glücksfälle

Einigen ostpreußischen Herrenhäusern wird neues Leben eingehaucht.
- "AMERIKA - WOCHE" vom 09.09.2000 -

"Galligen /Galiny (dpa) - Es ist fast wie zu alten Zeiten: Auf dem Reitplatz hinter den vorbildlich wiederhergerichteten Stall- und Wirtschaftsgebäuden des Schlosses Galligen nehmen Pferde die Hindernisse. Mehr als hundert Reiter folgten der Einladung der neuen Schloßbesitzer Krzysztof und Joanna Palyska zum ersten Reitturnier auf dem wiedererstehenden Herrensitz der Grafen zu Eulenburg aus dem 16. bis 18. Jahrhundert.

Galligen - heute Galiny - im Kreis Bartenstein, unweit der russischen Grenze, ist ein Glücksfall und Paradebeispiel für das neue Leben in alten deutschen Herrenhäusern und Schlössern im polnischen Teil des ehemaligen Ostpreußen. Im Herbst 1995 hatte das Ehepaar Palyska das völlig heruntergekommene Schloss einschließlich Gutshof gekauft. Inzwischen haben sie schon Millionen von Zlotys in die Restaurierung gesteckt - alles vom Besten, mit großer Pietät vor der Vergangenheit.

In Zukunft soll hier ein Hotel von hohem Standard mit Reitbetrieb entstehen. Die Palyskas sind sich darüber klar, dass sich die riesigen Investitionen damit nicht amortisieren werden. Ihr Geld verdienen sie mit einer Kosmetik-Firma in Warschau. Mit der Familie der Eulenburgs verbinde sie ein freundschaftliches Verhältnis, erzählt Frau Joanna. Der alte Graf komme jedes Jahr mit einem anderen Mitglied der Familie. Eigentlich war er nur ein Adoptivsohn des kinderlosen letzten Eigentümers Botho Wendt zu Eulenburg, der von den Russen nach Sibirien verschleppt wurde und auf dem Transport starb.

Im polnischen Teil von Ostpreußen sind nach Angaben des Konservators für Ermland und Masuren, Jacek Wysocki, 300 der ehemals 600 Herrenhäuser so weit erhalten, dass sie sich wieder herrichten lassen. Die meisten gehörten früher den inzwischen aufgelösten Staatsgütern und sind stark verfallen. Der Aufbau verschlingt riesige finanzielle Mittel, die sich noch nicht einmal von der Steuer absetzen lassen.

Trotzdem finden sich wagemutige private Investoren - meist Geschäftsleute aus Warschau. Viele haben oder suchen Kontakt zu den ehemaligen deutschen Besitzern. - Seit zwei Jahren wohnt das Ehepaar Czernik in ihrem Gutshaus Gajlity (früher Galitten) bei Heilsberg (Lidzbark Warminski). Auch ihr Anfang war schwer. - Das im 19. Jahrhundert erbaute Haus war eine halbe Ruine, als sie es 1995 kauften.-

Der Ingenieur Czernik ist Vertriebener. Er stammt von einer Gutsbesitzerfamilie aus Ostpolen, das die Sowjetunion sich 1939 einverleibte. Beim Kauf hatte er noch Hoffnung auf eine Art Lastenausgleich für den verlorenen Besitz im Osten. Doch der blieb aus. So verkauften die Czerniks ihre Wohnung in Warschau, eine Erbschaft der Frau aus Bromberg (Bydgoszcz) und was sie sonst noch so hatten, um Gajlity wiederherzustellen und in diesem direkt am See gelegenen Landhaus im alten Stil ihren Lebensabend zu verbringen. Zwei Ferienwohnungen in einem Seitenflügel sollen bei der Finanzierung helfen. Aus Kanada kam schon Besuch von einer Tochter des letzten deutschen Besitzers - einer Familie Perk. Andere Herrensitze sind indes Verlierer der Wende, darunter das einst so prächtige Schloss Dönhoffstadt aus dem 18. Jahrhundert - heute eine Ruine.

Renate Marsch."

Verlorene Kindheit

Ingrid Grunert besuchte das elterliche Gut in Ostpreußen.

- "AMERIKA - WOCHE" vom 02.12.2000 -

Über den Artikel "Lauter Glücksfälle" in der AMERIKA - WOCHE vom 9. September 2000 staunte AW - Leserin Ingrid Grunert aus Jamestown, New York, nicht schlecht. In dem Bericht ging es um ostpreußische Herrenhäuser, denen nach 50 Jahren neues Leben eingehaucht wird. Bei dem in der zweiten Hälfte des Artikels erwähnten Gutshaus Gajlity - früher Galitten - bei Heilsberg (Lidzbark Warminski) handelt es sich um ihr Geburtshaus. Hier verlebte Ingrid Grunert ihre Kindheit und einen Teil ihrer Jugend. Sie schreibt:

"Am 31. Januar 1945 kam der Räumungsbefehl, und die Flucht mit Pferd und Wagen übers eisbedeckte Haff begann. Artilleriebeschuß, Fliegerangriffe, Hunger und Kälte bedeuteten für viele Flüchtlinge, besonders für Kinder und Ältere, das Lebensende. Für meine Eltern und uns drei Geschwister fand die Flucht vor den Russen am 23. Mai 1945 in Oldesloe / Holstein den erlösenden Abschluß. In den folgenden Jahren verschlug uns das Schicksal in verschiedene Länder; meine Schwester und Eltern blieben in Deutschland, mein Bruder ging nach Kanada, und ich fand eine neue Heimat in den USA.

Nach dem Fall der Mauer und der Wende entschlossen wir Geschwister uns 1995 zu einer gemeinsamen Reise nach Ostpreußen, für mich das erste Wiedersehen mit der alten Heimat nach 50 Jahren. Wir wußten inzwischen, dass von dem gesamten Gutshof nur noch zwei Gebäude, das Wohnhaus und ein Getreidespeicher, standen, das Wohnhaus jedoch die zurückliegenden 25 Jahre unbewohnt war und einer Ruine glich. Um so größer war die Überraschung und Freude, dass gerade zwei Wochen vor unserem Besuch im Mai 1995 das Ehepaar Czernik das Haus mit zweieinhalb Hektar Land von der polnischen Regierung gekauft hatte, um es wieder aufzubauen. Über die von uns mitgebrachten Fotografien aus alter Zeit freuten sich Teresa und Jerzy Czernik, denn sie sind bestrebt, den alten Stil zu erhalten. Da das ehemalige Gutshaus für eine Familie räumlich viel zu groß ist, planen die jetzigen Besitzer, Feriengäste aufzunehmen, denn die ruhige Lage am See ist dafür ideal.

Ich war 1997 und 1999 wieder dort und konnte mich von den stetigen Fortschritten der Restaurierung überzeugen. Da wir mit Ehepaar Czernik einen guten Kontakt haben, hoffe ich auch auf weitere Besuche, um wenigstens noch einmal im herrlichen Blankensee schwimmen zu können.

Immer wieder zieht es mich in die schöne, ehemalige Heimat, in das Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen mit den grünen Wiesen und den vielen Störchen. Bedauerlich ist natürlich, dass nur so wenigen alten Herrenhäusern eine Renaissance beschieden ist.

Zu der allgemeinen Lage im polnischen Teil Ostpreußens wäre zu sagen, dass die Hauptstraßen in relativ gutem Zustand sind, die Städte wieder einigermaßen aufgebaut und die katholischen Kirchen bestens restauriert wurden. In der Landwirtschaft jedoch läßt vieles zu wünschen übrig. Die meisten Bauernhöfe, wie auch der elterliche Hof meines Mannes, sind total verfallen, und es ist wirklich traurig, dass so viel gutes Land brach liegt.

Hinsichtlich der polnischen Bevölkerung eine kleine persönliche Feststellung: Bis 1990 war die deutsche Sprache dort verboten, selbst den wenigen verbliebenen Deutschen war es nicht erlaubt, ihre Muttersprache zu pflegen. An den Schulen wurde als erste Sprache Russisch gelehrt, heute dagegen Deutsch oder Englisch. 1995 bettelten die Kinder mit zwei gelernten Wörtern: "Eine Mark". Das war 1999 nicht mehr der Fall, eher hörte man von Schulkindern beim Spaziergang schon einmal: "Guten Tag - guten Abend."

Es gibt heute schon etliche jugendliche Gruppen von Deutschen und Polen, die sich treffen und gemeinsame Ferien verbringen. Überrascht war ich über die moderne Kleidung der jüngeren Frauen und Mädchen, ordentlich, attraktiv und in der Mode uns eher voraus, im Gegensatz zu früheren Jahren. Ich vermißte jedoch das zwanglose Wesen - ein Lächeln, wie man es hier gewohnt ist, gab es nur selten, gewiß noch die Folge einer jahrzehntelangen politischen Unterdrückung. Heute ist Polen, Gott sei Dank, bestrebt, sich der Demokratie anzupassen.

Ingrid Grunert, geb. Perk,
Galitten / Jamestown, NY., USA

Heilsberg in Thüringen

Den September des Jahres 1992 verbrachten mein Mann und ich in dessen Heimat Winterstein im Thüringer Wald; für einige Tage kam auch Ursula Kurbjeweit (Kiwitten) dorthin zu Besuch. Bei einem der gemeinsamen Autoausflüge suchten wir Weimar und die Schlösser an der Saale in Dornburg auf, um dann über Rudolstadt zurückzufahren. Kurz vor dieser Stadt bog mein Mann von der Bundesstraße auf eine kleinere Landstraße ein, murmelte auf unsere erstaunte Frage etwas von schönerer Strecke und fragte uns beide dann, wann wir eigentlich zum letzten Male in meiner Heimat Heilsberg gewesen seien. Nun, da waren wir 1974 mit einer Gruppe unter der bewährten Leitung von Alfred Krassuski gewesen; gleich erzählten wir von unseren Erlebnissen damals.

Und dann hielt mein Mann an einem Straßenschild an, mit tiefem Erstaunen lasen Frau Kurbjeweit und ich: "Heilsberg 1 km"!

Mein Mann, der bei der Streckenplanung den Namen auf der Karte gelesen hatte, kannte den Ort noch nicht, so konnten wir ihn nun gemeinsam "entdecken".



Heilsberg ist ein ordentlich gehaltenes, deutlich bäuerlich geprägtes, gartenreiches Gassendorf im schönen Wiesental der Remdaer Rinne zwischen sanftgeschwungenen Höhenrücken, auf denen die meisten Felder liegen. Der Ort wird beherrscht vom romantischen Turm der spätgotischen ehemaligen Wall-



fahrtskirche, erbaut um 1500 unweit des Heiligen Borns oder der Bonifatiusquelle auf dem Viehberg. Die erste Erwähnung findet sich in einer Urkunde des Klosters Fulda aus dem 8. Jahrhundert.



Wir ostpreußischen Heilsberger können mit dem thüringischen Heilsberg als Namensgleiche wohl zufrieden sein. Im dortigen Gasthof erfuhren wir dann, dass vor uns schon einmal "echte" Heilsberger den Ort aufgesucht und sich ebenso zufrieden geäußert hätten.

Mitte der 90er Jahre hat leider der Ort im Zuge der auch in Thüringen wohl unvermeidbaren Kommunalreform seine Selbständigkeit verloren und ist jetzt Teil der Stadt Remda. Bis 1991 war dort die FlugabwehrRaketenAbteilung 5124 der Nationalen Volksarmee stationiert. - Und die Mühle Heilsberg arbeitet noch heute.

Charlott Glanz, geb. Schmidt,
Heilsberg / Dreieich

Die Muttergottes von Kiwitten

- Eine historische Erzählung von Otto Berg -

"Über zwei Jahrhunderte sind es her, seit sich in Kiwitten, dem bekannten Kirchdorf in der Nähe des Franziskanerklosters Springborn bei Heilsberg, folgende Geschichte zugetragen hat. Ein Pfarrer von Kiwitten hat eine kurze Nachricht davon in dem "liber copulatorum", dem "Heiratsregister", auf der Innenseite des Einbandes aufgezeichnet. Und als der Schreiber dieser Zeilen, diese wenigen Worte, in lateinischer Sprache verfaßt, gelesen hatte, da wußte er, das wird eine Erzählung für das "Ermländische Kirchenblatt", damit all die vielen tausend Leser merken, daß es auch im Ermland wunderbare Ereignisse gegeben hat, und daß es nicht nur etwas zu berichten gibt vom "Tod von Kiwitten", sondern auch eine Erzählung von der "Muttergottes von Kiwitten"!

*

Im Jahre des Herrn 1704 war's!
Ein Unglücksjahr für das Ermland!

Der böse Schwede war wieder im Land! Gar toll und übermütig trieb er sein Wesen. Mädchen und Frauen hielten sich versteckt, die Männer gingen mit verbitterten Gesichtern und geballten Fäusten umher, Kinder schreckten zusammen, wenn sie das Wort "Schwed" nur hörten! Hab und Gut war nicht sicher vor den beutegierigen Soldaten. Im Wald versteckt

hatten die Leute noch einige Stück Vieh, die während des Winters noch nicht fortgeführt oder geschlachtet waren. Das wenige Saatkorn ward wie ein großer Schatz treu gehütet, nachts wurde gesät, Frau und Kinder mußten die Pflugschar ziehen, Pferde waren fast alle fortgenommen. Und am Tage, dann jagten die schwedischen Gelb- und Blauröcke über den frisch gepflügten und bestellten Acker, wie die wilde Jagd stoben die Reitercharen dahin! Und dem Bauern wollte schier das Herz brechen, wenn er das sah! Es war wohl nicht sein Eigentum, aber lieb hatte er doch den Boden, die Scholle, die ihm und dein Seinen Nahrung geben sollte!

Jetzt war schon Mai! Ein herrlicher Mai, wie ihn der Hergott seinem Ermland nur alle sechs Jahre schenkt!

Aber diesmal schienen die Leute in Stadt und Dorf wenig davon zu merken! Was nützten die blühende Bäume und Sträucher und Pflanzen, was konnte der Vögel Lied, was der wärmende Sonnenstrahl bedeuten? Ein Wort, ein Gedanke ging bei Tag und Nacht in aller Reden und Sinnen umher: "Feind im Land".

"Feind im Land!" Das merkten auch die Leute, die in Kiwitten, in Polpen, in Thegsten, in Bischteen wohnten! Gar oft waren sie in ihrer Not nach Springborn gegangen, hatten dort der Gottesmutter ihr Leid geklagt. Der Schulmeister aus Kiwitten hatte mit den Schulkindern ein neues Lied eingeübt, das er im Gesangbuch gefunden hatte. Ergreifend war es, wenn erst die wenigen Kinder, dann die Großen sangen: "O heiliger Gott, o heiliger, starker Gott!" Und den hochwürdigen Bernhardinerpatres von Springborn tat das gar sehr gefallen. Der Guardian lobte besonders die Leute aus Kiwitten sehr, die in so großer Anzahl zum Gnadenbild der Gottesmutter kamen. Viele ließen sich in die "Bruderschaft von der Unbefleckten Empfängnis Mariä" aufnehmen. Bei der Aufnahmefeier gelobten alle, daß sie die "heilige, unbefleckte und von aller Makel erblicher Sünde ganz freie Empfängnis Mariä bis in den Tod standhaftig verteidigen wollen." Darauf hielt ein Pater eine Predigt, wie Maria immer ihre Verehrer besonders beschütze. "Auch heute noch", so schloß der Prediger, "schützt Maria die, so sich ihrem Schutz anvertraut haben."

Unter den neuen Mitgliedern der Bruderschaft waren, wie schon erzählt, viele aus Kiwitten. Nun trafen sich an einem Tage gegen Ende des Monats, am Sonntag, dem 31., war's, einige Leute aus Polpen mit denen aus Kiwitten. Da haben im Laufe der Unterhaltung sich wirklich einige der aus Polpen so weit vergessen und die Kiwitter ausgelacht, weil sie so

zahlreich der Bruderschaft beigetreten. "Ihr wollt wohl frömmere werden als die Mönche bei der neuen Kirche in Springborn?" - "Ihr wollt wohl mit Beten den Schweden vertreiben?" - "Ihr wollt wohl ein neues Kloster aus eurem Dorf machen?"

So und ähnlich redeten die Spötter. Die anderen aber waren still, bis der alte Schulmeister sagte: "Wir wollen sehen, wem Maria, des Herrn gebenedeite Mutter, helfen wird!"

Damit trennten sich die beiden Gruppen. Unterwegs rühmten die Leute aus Polpen noch, wie sie ihre Häuser vor dem Schweden schützen werden, wenn er in den nächsten Tagen wieder Futter aus dem Dorf holen käme. Die Muttergottes brauchten sie nicht, die solle auf Kiwitten aufpassen!

Am nächsten Tag, schon in den ersten Morgenstunden, ritten schwedische Reiter in Polpen ein. Sie kamen aus den Städten, ihren Quartieren, um für ihre Pferde von den Feldern Futter zu holen, ließen aber auch sonst noch manches mitgehen, was ihnen in die Finger fiel. Und das gab dann immer großes Schreien und Wehklagen!

Diesmal, so hofften die Polpener, sollte das anders werden. Der Schulze hatte, Gott weiß aus welchem Versteck, ein kleines Fäßchen Branntwein besorgt. Wie die Schweden nun Futter und auch gestohlenen Hab und Gut zusammengepackt haben und wieder nach Heilsberg zu losreiten wollten, bittet der Schulze den schwedischen Offizier, mit seinem Trupp einen kleinen Umtrunk zu nehmen zum Dank für die gütige Behandlung und zum Zeichen der Bitte, auch weiterhin das Dorf zu schonen.

Das ließen sich die Schweden nicht zweimal sagen. Während sie nun nach und nach das Fäßchen leerten, allmählich trunken und müder wurden, dachten die Bauern, jetzt sei es an der Zeit, die gestohlenen Sachen den Schweden wieder abzunehmen. Da sieht einer der Reiter zufällig, wie ein Bauer sich an die Pferde und an dem Packwagen zu schaffen macht. Er ruft laut: "Feindio! Verrat"! Die Schweden springen auf die Gäule, reiten wie wild im Dorf umher, finden scheinbar nicht zusammen. Auf einmal ein neuer Ruf: "Feurio!", schon brennt's an einem Ende des Dorfes, die Schweden glauben jetzt wirklich an Verrat, in die Strohdächer werfen sie Feuerbrände und reiten dann fort. -

"Polpen brennt!" Das verbreitet sich wie ein Lauffeuer in Kiwitten. Was tun? Gleich kann der Schwede hier sein. Von Mund zu Mund geht's da: "In die Kirche!" Nach und nach füllt sich das Gotteshaus. Der alte Schulmeister schlägt die Orgel, und die Gemeinde singt das Lied zum starken und barmherzigen Gott. Inzwischen ist die Mittagsstunde gekommen, aber die Kirche ist noch voll von eifrigen Betern. Mit Vertrauen und Zuversicht beten sie zur Gottesmutter um ihren Schutz und Beistand. Auf dem Hochaltar, im zweiten Stockwerk, steht ein großes Standbild von ihr. "Muttergottes, schütze uns vor den Schweden und ihrem Übermut!" Das ist ihr Rufen und Flehen.

Der Tag geht zu Ende, die Feinde sind nicht gekommen. Unter Bangen und Hoffen bringen die Leute die Nacht zu. Die Kirche bleibt geöffnet, stets sind welche da, die der Gottesmutter ihr Leid und ihre Sorgen anvertrauen.

Mit dem ersten Aufleuchten der Morgensonne brachte der Pfarrer das Allerheiligste, das er, um es vor Verunehrung zu schützen, im Pfarrhaus versteckt hatte, in die Kirche. Bei der heiligen Messe sang das Volk Marienlieder und betete anschließend den Rosenkranz. Noch waren die letzten Beter nicht nach Hause gegangen, da dröhnten schwere Schritte an der Kirchentür. Die Schweden! Herr hilf!

Im alten Dorfkrug hatten sie haltgemacht. Dort erfuhren sie von einem Landstreicher, daß der Pfarrer morgens den großen goldenen Speisekelch in die Kirche getragen habe. Dieser Kerl hatte das nämlich gesehen, als er aus lauter Langeweile in die Kirche gegangen war. Nun kamen sie in das Gotteshaus, um den Tabernakel zu erbrechen und den Kelch zu rauben.

Als erster schritt der Oberst mitten durch den Gang nach vorn. Eine große Gestalt in hohen gelben Stiefeln, blauen Hosen und reich verziertem Waffenrock, den breiten Hut über die hervorquellenden Haare gestülpt, so näherte sich Herr Paul Horst, Reiterobrist Seiner Königlichen Majestät von Schweden, dem Hochaltar. Hinter ihm vier stämmige Kerls, den schweren Pallasch an der Seite, Musketen und Äxte in den Händen.

Hinten, in der letzten Bank unter dem Orgelchor, sitzt Bludaus Lieschen, eine alte Frau. Wie die nun sieht, daß die fremden Soldaten an den Hochaltar gehen, da ruft sie, nein, da schreit sie ganz laut, daß es durch die Kirche schallt: "Heilige Muttergottes, hilf!" In demselben Augenblick

ist's, als ob ein Blitzen um den Hochaltar aufzuckt. Ein Leuchten geht aus von den Augen der Marienfigur, wie der Strahl einer Laterne in dunkler Nacht.

Der Oberst, der gerade hinter die Kommunionbank getreten war, ist nach vornüber hingefallen. Den Soldaten fielen Waffen und Äxte aus den Händen. Sie stehen einen Augenblick ganz starr, dann tragen sie behutsam ihren Offizier hinaus. Vor der Kirche legen sie ihn hin, weil es ihnen scheint, als ob er etwas sagen wollte. Und wirklich, ein Wort hören sie aus seinem Munde: "Die Maria, die Maria!"



Bludaus Lieschen ist derzeit zum Pfarrer gelaufen. Atemlos erzählt sie ihm, was sie eben in der Kirche erlebt. Als der Offizier die Stufen zum Hochaltar betreten wollte, habe die Muttergottes ihre Augen auf den frechen Eindringling gerichtet. Der Blick sei wie ein Blitz gewesen, ganz hell wurde es für eine Sekunde in der Kirche. Der Pfarrer will das zuerst nicht glauben, aber bald kommen noch andere Leute, Männer und Frauen, zu ihm, die dies Wunder miterlebt haben. Als einer erzählt, daß der Offizier an der Kirche liege, geht der Pfarrer hinaus.

Der Platz ist leer. Von den Schweden keine Spur. Der Krüger kommt und berichtet, wie vor einem Augenblick die Reiter ihren Führer aufs Pferd gehoben und dann alle aufgesessen und wie wild davongeritten seien. Da faltet der Pfarrer die Hände, schweigt und betet. Alle tun dasselbe. Inzwischen sammeln sich immer mehr Leute auf dem Platz vor dem Pfarrhaus, einer erzählt dem anderen, was sich eben zugetragen.

Keiner hat es gesagt oder angeordnet, von sich aus fühlt jeder den Wunsch in sich, in die Kirche zu gehen. Unter den Menschen sind auch einige aus Polen, die schon gestern, als ihr Dorf völlig zerstört war, zu ihren Verwandten nach Kiwitten gekommen waren. Auch der Spötter vom vergangenen Sonntag ist dabei

Im Gotteshaus gehen alle in die Bänke, der Pfarrer betet mit der Gemeinde gemeinsam ein Dankgebet. Wie bei einem Umgang ziehen darauf die Leute am Hochaltar vorbei, jeder vor dem Allerheiligsten das Knie beugend und die Muttergottes grüßend. Als jedoch der Hauptspötter aus Polpen vorbeigeht, da will es ihm so scheinen, als ob die Muttergottes sich abwende und nicht auf seinen Gruß achte.

Im Krug sitzen nachher Männer und auch Frauen zusammen und erzählen noch einmal ausführlich von dem gestrigen Brand in Polpen und dem heutigen Wunder. Der Krüger weiß noch zu berichten, wie die schwedischen Reiter davon gesprochen hätten, erst die Kirche auszuplündern und dann das ganze Dorf anzustecken. Alle erschrecken, als sie das hören. Der alte Schulmeister erinnert darauf an das, was er neulich den Leuten aus Polpen gesagt, daß die Muttergottes Kiwitten schützen werde.

Im Pfarrhaus sitzt derweil der hochwürdige Pfarrer Kuhn und schreibt das, was er eben gehört und miterlebt, auf ein kleines Stückchen Papier, wie nämlich Polpen verbrannt, wie die Muttergottes den Herrn Oberst Paul Horst drohend angeblickt, daß er und seine Soldaten einfach flohen, und so das Dorf Kiwitten vor der Zerstörung bewahrt blieb.

In späterer Zeit hat ein Nachfolger von Pfarrer Kuhn, der bis 1715 Seelsorger der Kiwitter war, diese Begebenheit in das Heiratsregister, auf dem Einband, eingetragen. Da steht es heute noch, und so wissen wir heute noch von der "Muttergottes von Kiwitten".

- Diese historische Erzählung wurde bereits im Ermlandbrief Nr. 56, 1961 abgedruckt. Nur wenige werden sich daran noch erinnern. Wir fanden aber, daß sie es wert ist, unseren Lesern erneut erzählt zu werden. Sie wurde uns jetzt

ingesandt von Johannes Kraemer,
Thegsten / Bergheim

Die Kreisgemeinschaft dankt allen, die mit ihrer Spende eine erneute Herausgabe des Heimatbriefes ermöglichten. Helfen Sie uns auch weiterhin, daß die Erinnerung an unsere Heimat wachgehalten wird !

Die Schlacht bei Heilsberg am 10.06.1807

Herr Meinhard Glanz, unseren Lesern durch seinen Bericht über die Ostpreußenfahrt der Kreisgemeinschaft 1999 bekannt (s. Heimatbrief für den Kreis Heilsberg, Nr. 9, S. 81 - 88), hat über diese Schlacht aus militärischer Sicht recherchiert und uns das Ergebnis dankenswerterweise zur Verfügung gestellt:

August Niemann: Militär-Handlexikon, Stuttgart 1881

"Heilsberg, Stadt an der Alle im RegBez. Königsberg. Napoleon versucht am 10. Juni 1807 dort die russ.-preuß. Stellung zu durchbrechen, was ihm misslang. Er verlor über 12.000 Mann, seine von Bennigsen kommandierten Gegner gegen 9.000 Mann."

George Bruce: Lexikon der Schlachten, Graz 1984

"Heilsberg (Krieg gegen Preußen und Russland 1806/7)

10.6.1807 zwischen 30.000 Franzosen unter Marschall Soult und 80.000 Russen unter General Bennigsen. Die Russen hielten die Anhöhen auf beiden Seiten der Alle besetzt. Die Franzosen griffen an und trieben die Russen in die Verschanzungen, konnten jedoch keine weiteren Angriffe unternehmen. Die Nacht beendete das Gefecht, bei dem die Russen 10.000, die Franzosen 8.000 Tote und Verwundete zu beklagen hatten."

Bernd Gottberg: Die preußische Kavallerie 1648 bis 1871,

Berlin 1990

(Heilsberg 10.6.1807) Lt. Gebhardt vom Regiment Towarczys (Husaren-Rgt 9) stach im Alleinritt vor der Front den Kommandeur der franz. Kürassierdivision d' Espagne vom Pferd und ermöglichte damit seinem Regiment, vier Kürassierregimenter in die Flucht zu schlagen. Wenig später ritten Teile der Leibhusaren (HusRgt 1) das franz. 55. Linienregiment nieder und erbeuteten dessen Adler.

Auszug aus Martin Lezius: Von Fehrbellin bis Tannenberg,

Berlin o.J. (1932 ?)

"So war der Tag von Heilsberg der 10. Juni 1807, ein Ehrentag für die preußische Reiterei. Aber es war nicht möglich, den Siegeslauf des Kaisers aufzuhalten. Vier Tage später wurde Bennigsen in einer äußerst blutigen Schlacht bei Friedland geschlagen und musste den Rückzug antreten, dem ein Waffenstillstand und dann der Friedensschluss in Tilsit folgten."

Herr Glanz hat darüber hinaus festgestellt, dass der Name Heilsberg im Zusammenhang mit dieser Schlacht in Paris in der Innenseite des *Arc de Triomphe* in Paris in Stein gemeißelt ist.



Von dem Ausmaß dieser Schlacht kann man sich erst dann eine annähernd realistische Vorstellung machen, wenn die Zahl der Toten mit ca. 20.000 angegeben wird.

Die Last, die die ostpreußische Bevölkerung zu tragen hatte, kann man sich auch erst annähernd realistisch vorstellen, wenn man sich die Anzahl der Soldaten der gegnerischen Heere zuzüglich Tross usw. vergegenwärtigt.

Von dem Kupferstich eines französischen Künstlers, der Napoleon bei dieser Schlacht darstellt, als er die Mitteilung eines Adjutanten entgegennimmt, ist bereits in unserem Heimatbrief Nr.6, Seite 37 berichtet worden. Der bei dieser Schlacht von den Franzosen erbeutete Adler war Bestandteil des Husarendenkmal auf dem Heilsberger Marktplatz, das in unserem Heimatbrief Nr.3 auf Seite 8 erwähnt wird. - Auf den Kupferstich hat uns Herr Ernst Hoffbauer hingewiesen.

Der Herausgeber

Hermann Wischnat



Hermann Wischnat wurde am 14. Oktober 1936 in Heiligelinde, Kreis Rastenburg, geboren. Sein Vater war dort Lehrer, und aus dem Schulhaus war der Blick frei auf das Barockjuwel, die dortige Wallfahrtskirche.

Hermann Wischnat wurde noch in seinem Geburtsort eingeschult, zog dann aber mit Mutter und Schwester nach Heiligenfelde, Kreis Heilsberg, als der Vater 1942 zum Wehrdienst einberufen wurde. In Heiligenfelde betrieben die Eltern seiner Mutter eine Landwirtschaft, und der Sohn Hermann besuchte von dort die Volksschule in Medien.

Die Heiligenfelder Idylle, in der Hermann dann aufwuchs, endete mit dem Einmarsch der russischen Frontsoldaten am 31. Januar 1945. Die Vertreibung erfolgte im November 1945 durch die Polen.

Hermann Wischnat ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt in Osnabrück. Sein beruflicher Werdegang begann als Volksschullehrer und endete als Regierungsschuldirektor. Jetzt im Ruhestand widmet er sich ganz seiner schriftstellerischen Tätigkeit mit den Schwerpunkten Lyrik und Kurzprosa, mit dem Akzent auf humorvoll-satirischen Texten. Sein jüngster Gedichtband "Stege.Von Ostpreußen ins Heute", von dem bereits die zweite Auflage erschienen ist, hat besonders große Anerkennung, viel Beachtung und schon eine große Leserschaft gefunden. In dem Vorwort des Verfassers zu diesem Gedichtband heißt es u.a.:

"Die "Stege" der Flüchtlinge, Vertriebenen und Ausgesiedelten in der Folge des Zweiten Weltkrieges sind oft dargestellt worden. ...

Bei der Vielfalt der Sehweisen verwundert es nicht, dass einige sich widersprechen. Die Inhalte und Werte von "Heimat", "Identität", "Erinnerung", "Versöhnung" und von weiteren

Schlüsselworten zur Thematik sind bis heute nicht einfach auf den Begriff zu bringen.

Entscheidend bleibt es, auf der Suche nach Wahrheiten einen gewaltfreien Ausgleich zu finden und zu halten, einen Ausgleich und ein Einvernehmen nicht nur zwischen den eigenen Landsleuten, sondern grenzübergreifend. Und Voraussetzung für einen dauerhaften Ausgleich ist redliche Erinnerung. Denn niemand bestreitet, dass die Vergangenheit immer Bestandteil des Handelns in der Gegenwart auf die Zukunft hin ist. Der vorliegende Band versucht Sagemöglichkeiten der Erinnerung in Gedichtform. . . ."

Der Husum-Verlag, in dem dieser Gedichtband erschienen ist, bemerkt u. a. zurecht: "Dieser Gedichtband ist keine schnelle Lektüre . . ." Manche Gedichte erschließen sich erst beim wiederholten Lesen in aufnahmebereiter Verfassung. Ein ganz besonderes Erlebnis ist es, wenn man bei einer Lesung des Verfassers aus "Stege" zugegen sein kann und erlebt, mit welchem persönlichen Engagement und welcher Überzeugungskraft er hinter jedem seiner Gedichte steht.

Das Werk von Hermann Wischnat umfaßt Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, Zeitungen, Anthologien und Rundfunk. - Acht eigene Gedichtbände*. - Mehrere Lyrikanerkennungen. - Anthologiezusammenstellungen und -herausgabe. Zeitweilige Redaktion einer Literaturzeitschrift. - Lesungen, Referate zu Lyrikfragen, Moderationen. - Arbeit in Literaturvereinen in verschiedenen Funktionen.

Vielfach sind seine Ostpreußen-Bezüge.

Mehrfache Mitarbeit bei den "Ermländischen Begegnungstagen" als Moderator und Referent; Mitglied bzw. Vertreter in: Maximilian-Kaller-Stif-

* -----
noch greifbar:

- **"Von ahnungsloser Größe oder Von größter Ahnungslosigkeit"**,
Rasch Verlag, Bramsche o. J. ISBN: 3-930 595-15-x
- **"Lattenschuß. Artige Texte zu wichtigen Fragen des Sportes"**,
Verlag Rasch, Bramsche, 2. Aufl. 1998 ISBN: 3-932 147-41-3
- **"„Der Aufstieg eines Regenwurmes"**,
aktuell - Verlag für Literatur der Gegenwart, Schwaikheim, 3. Aufl. 2000
ISBN: 3-925195-62-9
- **"Stege. Von Ostpreußen ins Heute"**,
Verlagsgruppe Husum, Husum, 2. Aufl. 2000 ISBN 3-88042-895-8

tung e.V.; Kuratorium der Stiftung Ostpreußen; Kreisgemeinschaft Heilsberg; Deutsch-Polnische Gesellschaft der Region Osnabrück.

Die IGdA - Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Autoren, deren Mitglied Hermann Wischnat ist, hat ihn 1998 mit der Rudolf-Descher-Feder wegen seiner besonderen Verdienste geehrt. In der aus diesem Anlaß von Dr. Petra Urban gehaltenen Laudatio heißt es u.ä.:

"... Von Friedrich von Schlegel stammt das schöne Wort, dass die Schriftstellerei, "je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerlei, ein Handwerk, eine Kunst" oder "eine Tugend" ist. Bei Hermann Wischnat scheint sie vor allem eines zu sein: Ein Abenteuer. Eine bemerkenswerte, nicht enden wollende Reise in die Welt des Alltäglichen, des Profanen, des Menschlich-Allzumenschlichen. Dem Goetheschen Motto folgend, "getretener Quark wird breit, nicht stark", faßt unser Autor sich eher kurz. Will heißen, er benutzt wenig Worte, um viel zu sagen, schreibt Lyrik und Kurzprosa. Hier wie dort mit tief gründelndem Humor. Gern lenkt er sein Augenmerk auf zweierlei - auf die Poe sie des Herzens und die Prosa der Verhältnisse.

Apropos Verhältnisse! In seinen Gedichten greift er Themen auf, die das Leben ihm augenzwinkernd diktiert und die uns - wenn wir einmal ehrlich sind - schon immer interessiert haben. Warum Herr Hippos zum Beispiel auf den Dackelhund gekommen ist, man Heinrich Hiebel ächzend in der Erde wühlen sieht und Kurt gern eine Möwe sein möchte. Oder warum Frau Göbel spontan zum Pflegemittel greift, Getreidebauer Benno plötzlich wieder Flachs anbaut und Herr van Buten in der Liebe zaudert .

Fragen über Fragen. Die Antworten finden Sie allein in den gereimten und ungereimten Wortwelten des Hermann Wischnat.

Dort also, wo genauso selbstverständlich über Beziehungsfällen, Muttertag und Frühblüher wie über Strumpflochschlumpfe, den "Stech im Rück" und den "Zipper" gesprochen wird. Sie wissen nicht, was ein Zipper ist? Aber gewiß doch. Wohl jeder kennt ihn. Wir machen ihn gewöhnlich nur sprachlich etwas kleiner, nennen ihn zärtlich "das Zipperlein".

Wie bereits gesagt, er schreibt Ernstes und Unernstes, Hintersinniges und Tiefsinniges, Dichtung und Wahrheit.

Die Kritik siedelt ihn zwischen Eugen Roth und Ringelmatz an, lobt seine

"zeit - und gesellschaftskritischen Akzente", die "voller Prägnanz sind und den Leser nicht mehr loslassen", und dokumentiert ihm "liebenswürdige Ironie". Auch sagt sie ihm nach, dass er "Denkanstöße setzt" und seine Metaphern "treffend" sind.

Mit alledem hat sie natürlich recht. Nur verschweigt sie - der milde Tadel sei erlaubt -, dass Hermann Wischnat auch sehr nachdenklich stimmende Gedichte schreibt. Sie handeln von Krieg und Tod, Vertreibung und Rückkehr, göttlicher Liebe und menschlichem Verrat. Eines der zentralen Themen darin - die Ambivalenz von Heimat und Fremdheit.

Schon die Buchtitel unseres Autors machen neugierig.

"Von ahnungsloser Größe oder Von größter Ahnungslosigkeit", heißt es da, "Der Aufstieg eines Regenwurms", "Umstellproben", "Vom mühsamen Weg zur Vollkommenheit" oder "Lattenschuß. Artige Texte zu wichtigen Fragen des Sports".

Famos, wie uns der Autor durch die schlichte und einsame Vokabel "Lattenschuß" auf subtile Weise sogleich in den hochdramatischen Augenblick des "Beinah" verwickelt. Wer das Buch aufschlägt, betritt zwangsläufig das Fußballfeld. Der Rasen wird zur Bühne, der Ball zum Symbol des drängenden Lebens. Angesiedelt zwischen Scherz, Ironie und tieferer Bedeutung dribbelt uns der Autor mit Worten voran. Wir folgen ihm atemlos. Auf leichten Versfüßen und mit treffsicherem Witz meistert er Doppelpässe, Flanken, Einwürfe, Foulspiele, Täuschungen und Schwalben. Auch andere Kapriolen zwingt er sprachlich gelungen in die Form. Scharmützel auf dem Tennisplatz, bei der Formel 1, beim Springreiten, Surfen, im Eishockeystadion und in allerlei anderen Arenen.

Hermann Wischnat, der geistreiche Beobachter und wortgewandte Charmeur, Jahrgang 1936, wurde in Heiligelinde in Ostpreußen geboren. Am 14. Oktober. Folglich ist er eine Waage. Ein Tierkreiszeichen, das Zielstrebigkeit, Ausgeglichenheit und Einfühlungsvermögen symbolisiert. Zudem Anteilnahme, Beweglichkeit und Kontaktfähigkeit. Aber genug davon! Die kosmische Prägung unseres Autors soll uns nicht weiter interessieren. Wichtiger ist, dass er heute in Osnabrück lebt. Hier, zwischen Teutoburger Wald und Wiehengebirge, schreibt er seine heiter besinnlichen Verse, wirkte unter anderem als schulfachlicher Dezernent bei einer Bezirksregierung und befindet sich jetzt freiwillig und gern im Vorruhestand. -- Gottseidank ist er kein Hieronymus im Gehäuse und glücklicherweise seit 1982 Mitglied der IGdA. Für diesen Zusammenschluß

schöpferischer Idealisten, für den er von 1984-86 den Vorsitz übernahm, zudem den Almanach herausgab, ist er, und das darf ich wohl in unser aller Namen sagen, menschlich und literarisch eine große Bereicherung. ..."

Die Laudatio endet mit einem Aphorismus Hermann Wischnats:

"Wer alles jahrelang verdrängt, lebt schließlich etwas eingezwängt."

Dem möchte ich nichts hinzufügen.

Aloys Steffen,
Wernegitten / Köln

Erinnerungen eines Ermländers

Was hatte Kalkstein wohl mit Mercedes zu tun?

Wenn ich hier und heute einen zehnjährigen Jungen frage: "Kannst du mir etwas über Mercedes sagen?" dann bekomme ich etwa folgende Antwort: "O ja, das ist ein sehr schönes Auto - ein prima Schlitten - eine tolle Kiste -" usw. Doch ich will hier keineswegs Reklame für eine Automarke machen.

Wir Kalksteiner Jungens in diesem Alter - besonders wir Meßdiener - wußten auch etwas über Mercedes zu sagen. Mercedes war für uns allerdings kein Auto, wohl aber eine Autorität. So hieß nämlich die ältere von zwei Katharinenschwestern, die in Kalkstein im "Schwesternhaus" stationiert waren. Als Meßdiener waren wir dem strengen Regiment unserer "Oberschwester" in allen kirchlichen Angelegenheiten direkt unterstellt. Nie aber hätten wir es gewagt, sie einen "prima Schlitten" oder eine "tolle Kiste" zu nennen. Sie faßte uns auch schon mal in die Haare, wenn wir allzu begriffsstutzig waren oder auch nur so taten, als ob ... Gar nicht davon zu sprechen, wenn wir wieder einmal etwas "berissen" hatten. Zum Glück bekam sie bei uns nicht viel Haare zu fassen, denn unsere Köpfe waren damals alle kahlgeschoren und nur vorn stand ein "Puschche" oder "Schöpprin", auch "Glatze mit Vorgarten" genannt. Die Haarmode bestimmten damals meistens unsere Väter; sie besaßen nämlich so etwas wie eine kleine "Handmähmaschine". Damit wurden ruck-zuck unsere Köpfe kahlgeschoren; außer vorn, da blieb noch etwas vom letzten Schnitt stehen - zur Saat gewissermaßen.

Aber nun wieder zu Mercedes, unserer Schwester. Die Chorhemden und Kragen waren immer sehr sauber und in Ordnung, genauso wie auch alles Weißzeug für Altäre, Kommunionbank sowie auch die Priestergewänder. Dafür sorgten Schwester Mercedes, ihre jüngere Mitschwester und einige sonstige Helferinnen.

Für mein Alter war ich nicht sehr groß geraten und konnte die Meßkännchen, die in einem der oberen Fächer eines Schrankes in der Sakristei standen, nicht erreichen. Ein Stühlchen war zwar vorhanden, aber leider nicht immer greifbar. Ich zog dann einfach die unterste Schublade auf, und schon konnte ich aufsteigen. Aber eines Tages ging dies schief. Nichts Böses ahnend, stand ich wieder auf der Schublade, als ich plötzlich einen gewaltigen Stoß in die Rippen (Rippentriller) bekam. Nach Luft schnappend, erblickte ich unsere liebe Schwester Mercedes neben mir. Sie war sehr erregt und sprach folgendermaßen und laut: "Endlich habe ich den Lorbass erwischt, der mir dauernd die Sachen schmutzig macht . . ." - In Zukunft ließ ich sie nie mehr so dicht an mich herankommen. Ich hatte es am eigenen Leibe gespürt, wie kräftig sie ihre spitzen Ellbogen gebrauchen konnte.

In jeder Messe wurden damals lateinische Gebete gesprochen: das Stufengebet, das Confiteor, Suscipiat und noch andere. Wir Meßdiener antworteten unserem verehrten Pfarrer Schulz ebenfalls in Latein. Die hatte uns Schwester Mercedes mit viel Mühe eingetrichtert. Aber den Sinn dieser Gebete haben wir trotzdem nicht begriffen. so klang es dann mit der Zeit nicht mehr ganz stilecht, oder wir fingen an zu "brutschen" oder zu "nuscheln". Ich dachte mir, wenn das letzte Wort nur stimmt und klar und deutlich ausgesprochen wird, dann genügt das schon. Nach dem : "Introibo ad altare Dei" von Pfarrer Schulz, war ich dran mit: "Ad Deum qui laetificat juventutem meam". Doch bei mir kam etwa Folgendes heraus: "Brumm Brumm Brumm ... juventutem meam." Dann wieder Pfarrer Schulz ..., und dann kam ich wieder: "Brumm Brumm Brumm ... me inicimus?" usw. Wem dies schließlich aufgefallen ist, weiß ich heute nicht mehr. Jedenfalls mußte ich bei Schwester Mercedes "nachexerzieren". Sie konnte nur staunen über mein gelungenes Latein. Es kam ihr wohl eher spanisch vor.

In Kalkstein - wie wohl im gesamten Ermland - gab es einen ganzen "Rassel" Josefs. Nach meinen beiden Großvätern wurde ich Josef-Franz getauft. Ich war nicht sehr zufrieden mit meinem Namen. Doch zu mei-

nem Glück wurden die kleinen Josefs "Seppche" gerufen. Das war schon viel besser. Mein, von mir sehr bewunderter, bayrischer Onkel Ludwig nannte mich "Seppel". Das gefiel mir schon viel besser. Später wurde dann aber sowieso aus Seppche oder Seppel der Sepp, und der ging dann endgültig in Josef über. Sie waren die Einzigen, schätze ich, die ihren Namenstag feierten. Jedenfalls sah man am 19. März viele davon morgens in der Kirche und dann anschließend im Krug. "Alle anständige Kärdeles heeße Josef", hieß es dann. Leider hat niemand an die Josefas gedacht. Wo blieb da die Gleichberechtigung?

Die höchste medizinische Instanz in Kalkstein war unsere Schwester Mercedes. Bei allen Krankheiten der jungen und der alten Kalksteiner war sie mit Rat und Tat zur Stelle. Sie kam sehr oft an unserem Haus vorbei, und somit waren wir, meine Geschwister und ich, dauernd unter ihrer Beobachtung. Sie lieferte auch wohl den Lebertran, den wir gar nicht mochten. trotzdem mußten wir ihn schlucken. hinterher schnitten wir dann die tollsten Grimassen.

Ich war noch keine zehn Jahre alt, da hatte man bei mir festgestellt: "Beim Seppche ös da Wurm dabön." Da hatte sich bei mir doch tatsächlich eine ganze Wurm-Familie einquartiert. (Es kam damals nicht so selten vor, dass Kinder von Spulwürmern befallen wurden.) Schwester Mercedes wußte Rat. Es gab ein altes Hausmittel: Zitwer-Samen-Pulver. Leicht verdünnt sollte der Seppche dieses Mittel schlucken. Das tat er auch - aber nur einmal. Sofort kam alles wieder zurück. Man stellte fest: der Seppche und die Würmer mochten diese Kost nicht. Erst als Honig beigemischt wurde, funktionierte es dann besser. Aber was nutzte es? Weit und breit ließ sich kein Wurm sehen. Denen schmeckte es wohl jetzt genauso gut wie dem Seppche. Da blieb nichts anderes übrig, als eine Radikalkur zu machen. Bei Stange wurde ein Salzhering gekauft. Leicht gewässert wurde dieser dann dem Seppche zu essen gegeben, nachdem er einen Tag gefastet hatte. Der Seppche aber brüllte vor Durst und wankte mit weichen Knien im Garten herum oder hielt sich am "Kruschkeboom" fest. Aber eine halbe Stunde mußte er noch aushalten. Dann gab es jede Menge herrliche Buttermilch zu trinken. Als dann der große Knall kam, da hat Familie Wurm das Weite gesucht. - wer konnte auch Schwester Mercedes widerstehen !

Josef Lowitsch,
Kalkstein / Korschenbroich

Kaufkraftbindung von über 130 Prozent

Werlte mit umfassendem Waren- und Dienstleistungsangebot

Aktivitäten des Handels- und Gewerbevereins (HGV) reichen von der Werlter Woche bis zu Weihnachtsaktionen

Werlte - Einkaufszentrum auf dem Hümmling. Mit dieser Aussage wird an den Eingangsstraßen zur Gemeinde Werlte geworben. Die Richtigkeit dieser Aussage wird von der Geschäftswelt sowie vom Handels- und Gewerbeverein ständig neu unter Beweis gestellt.

Die Handels- und Dienstleistungsunternehmen tragen durch ihr äußeres Erscheinungsbild und das angebotene Sortiment wesentlich zur Attraktivität einer Gemeinde bei. Durch ein umfassendes Waren- und Dienstleistungsangebot, für das auch publizistisch geworben werden muß, kann eine Bindung von Kunden an den jeweiligen Standort erreicht und somit ein Kaufkraftabfluß vermieden und ein Kaufkraftzufluß erreicht werden.



WERLTE, das Einkaufszentrum des Hümmlings hat sich in den letzten Jahren auch im Einzelhandelsbereich stark entwickelt. Unser Bild zeigt einen Blick in die Gartenstraße.

Mit der alljährlich stattfindenden Werlter Woche, den Aktionen zum Herbstmarkt und zur Weihnachtszeit stellt die Werlter Geschäftswelt in der Organisation des Werlter Handels- und Gewerbevereins die Leistungsfähigkeit heraus. Insbesondere die Werlter Woche mit den vielfälti-

Geschäfte zeigen Leistungsfähigkeit

gen Angeboten der Geschäftswelt und dem Begleitprogramm der Werlter Vereine findet außerordentlich große Resonanz, auch über den Werlter Raum hinaus.

Die Werlter Geschäftswelt hat es in der Organisation des Werlter Handels- und Gewerbevereins im Laufe vieler Jahre verstanden, die günstige geographische Lage mit der weiten Entfernung von den größeren Städten als Handelszentrale auszubauen. So zielt der Einflußbereich der Werlter Geschäftswelt bis weit in das Umland hinein.

Ein Indiz dafür liefern die Statistiken der Industrie- und Handelskammer, in denen der Gemeinde bescheinigt wird, dass mit einer Kaufkraftbindung mit über 130 Prozent die Spitzenposition im Landkreis Emsland nach wie vor gehalten wird.

Gemeinde Werlte
im Landkreis Emsland

* * * * *

Liebe Leser, - wenn Sie einmal ins Emsland kommen, besuchen Sie diese aufstrebende Gemeinde und denken Sie daran, auch unserer Heilsberger Heimatstube, die sich hier in einem Nebengebäude der Mühle befindet, einen Besuch abzustatten. Es lohnt sich!

**LIEBE LANDSLEUTE,
DENKT DARAN: DER HEIMATBRIEF LEBT NUR VON
EUREM ECHO UND EURER SPENDE !**

Bankverbindung: Kraemer, Johannes,
Sonderkonto*, 50126 Bergheim, Kto. - Nr. 471 800 - 508
bei der Postbank Köln, BLZ 370 100 50
"Heimatbrief Kreis Heilsberg"

Die Gärtnerei Ott in Heilsberg

Der Ursprung unseres Gärtnereibetriebes lag auf dem Vorwerk. Ich bin mir heute nicht mehr ganz sicher, wann mein Vater dort angefangen hat; es könnte so um 1905 gewesen sein. Heute will ich über unsere in der Hohetorstraße - der späteren Ferdinand-Schulz-Straße - gelegenen Gärtnerei und ihre Entwicklung berichten.

Ernst Ott

Gartenbau :: Moderne Blumenbinderei

Schnittblumen — Stränge — Dekoration
==== Topfkrautkulturen ====

Gemüse — Samen — Baumkulturartikel
==== Garteneinlagen ====

Blumengeschäft: Runggasse 33
Gärtnerei: Ferdinand Schulzstraße 12/14 (an den Katernen)
Blumenpreisbestimmungen nach allen Orten. Fernsprecher 235-

1914 - kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges - hatte mein Vater diese Gärtnerei von dem Gärtner *Quednau*, der wohl aus Altersgründen aufgegeben hatte, übernommen. Da mein Vater unmittelbar danach zum Militär eingezogen wurde, stand meine Mutter nun ganz alleine mit dem Betrieb da.

Als mein Vater 1918 aus dem Krieg gesund wiederkam, sah die Gärtnerei sicherlich ganz anders aus als 1945, dem Jahr, in dem wir Heilsberg für immer verlassen mußten. Auf meine Eltern kamen schwere Zeiten zu, denn erst einmal galt es, die Inflation durchzustehen. Dann wurden wir Zwillinge geboren. Aber sie hatten eine glückliche Hand und waren immer auch sehr fleißig. Mein Vater baute gerne und mit Erfolg. Bei uns hieß es immer: Mutti krepelt das Haus um, und Papa baut in der Gärtnerei!



Mein Vater

Unser Wohnhaus war sehr geräumig. Die Wohnräume befanden sich im Erdgeschoß,

alle Schlafzimmer in der ersten Etage. Meine Mutter hatte viel Sinn fürs Praktische. Ich kann mich noch gut daran erinnern, als wir unseren ersten Staubsauger bekamen, dann einen Bohnenbesen und dann auch eine Dosenverschlußmaschine fürs Einkochen der Vorräte. Wir waren weitestgehend Selbstversorger, ein großer Haushalt mit vielen hungrigen Mäulern. Wenn Mutti zur Messe nach Königsberg fuhr, kam sie todsicher mit einem neuen praktischen Haushaltsgerät zurück.

Unser Wohnhaus war auch an die Kesselheizung in den Gewächshäusern angeschlossen. Draußen mochte es noch so bitterkalt sein, im Wohnhaus hatten wir es immer mollig warm. Ich glaube, dass wir mit zu den Ersten in Heilsberg gehörten, die eine Zentralheizung im Haus hatten. Heizöl gab es damals noch nicht, sondern es wurde mit Koks geheizt. Wenn es im Winter sehr kalt war, wurden bis zu zwanzig Zentner Koks pro Tag benötigt, um die Gewächshäuser und das Wohnhaus genügend warm zu halten. Die Heizung lief 1945 noch bis zum letzten Tag, als wir unser Zuhause verlassen mußten. Dann ließ mein Vater das Wasser aus den Leitungen laufen. Es fiel ihm sehr schwer, und er hatte Tränen in den Augen, als er zu mir kam und mir das sagte. Ich konnte verstehen, was in diesem Augenblick in ihm vorging. - Wir hatten an diesem Tag starken Frost, - 20⁰ Celsius! Danach hat er nie wieder ein Gewächshaus betreten. Wie wir später erfuhren, ist die Heizung auch nie wieder in Betrieb genommen worden, sondern später demontiert und nach Russland gebracht worden, um dort aller Wahrscheinlichkeit nach wie so vieles auf irgendeinem Schrotthaufen zu landen.



Unser Wohnhaus

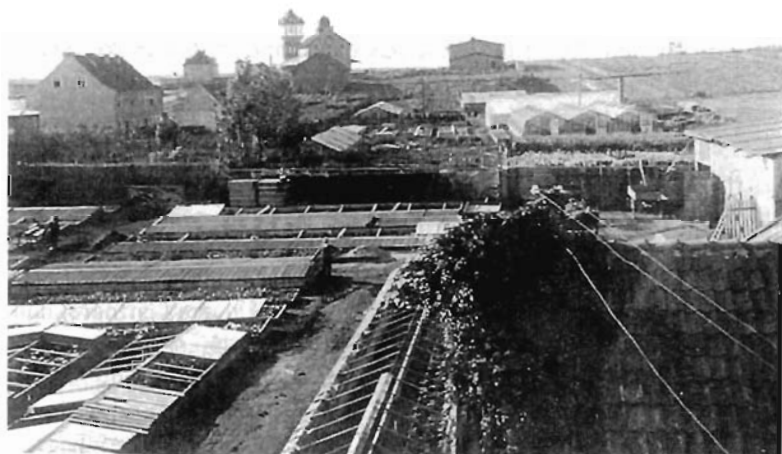
Wir hatten wirklich ein schönes Haus, und ich gestehe es ein: Ich war immer ganz stolz auf mein Elternhaus !

Unsere Gärtnerei hatte auch eine eigene Wasserversorgung. Nachdem ein Wüschelrutengänger im Betriebsgelände nach einer Wasserader gesucht hatte und fündig geworden war, wurden

wir zumindest zum Teil von der öffentlichen Wasserleitung unabhängig. Zuerst wurde ein kleiner Teich angelegt, dann das Wasser "gefaßt" - ich glaube, man nannte es damals so - und in mehrere z.T. sehr tiefe Bassins geleitet. Dort konnten dann die Gärtner das Wasser zum Gießen der Pflanzen mit der Gießkanne entnehmen. Wenn ich an die vielen Frühbeetfenster denke, die täglich gegossen werden mußten, bedeutete dies eine große Arbeitserleichterung.

In diesem Zusammenhang muß ich noch von einem Ereignis erzählen, das mich selbst betraf und letztendlich für mich dann doch noch glücklich ausging. - Aus Sicherheitsgründen hatte mein Vater die offenen Bassins mit stabilen Abdeckgittern versehen, die ihrerseits jedes eine Klappe zum Öffnen enthielten, durch die die Gärtner mit den Gießkannen das Wasser entnehmen konnten. Eines Tages fiel ich dann durch diese Klappe in das dem Haus am nächsten gelegene - Gott sei Dank, flache - Becken hinein. Zu meinem Glück hatten die Gärtner mein Mißgeschick bemerkt und mich schnell aus dem Wasser herausgezogen. Heulend soll ich dann gesagt haben: "Da unten sind gar keine Wasserfrauen drin, nur Steine und Dreck!"

Doch nun zur Gärtnerei selbst:



Blick aus dem Giebelfenster des Wohnhauses auf die Gärtnerei

Beginnen will ich mit dem dreischiffigen Gemüseblock. Hier wurden der erste Salat im Jahr und die Tomaten gezogen. Den ersten Salat gab es schon zu Ostern. Heute sind wir es gewohnt, Salat das ganze Jahr hindurch kaufen zu können. So war das früher beileibe nicht. Damals war Salat zu Ostern eine Rarität !! Ich erinnere mich noch gut daran, dass wir zu Vaters Geburtstag am 14. Februar immer Gäste in unserem Haus hatten, und in einem Jahr hatten wir beim festlichen Abendessen u.a. auch ganz zarten frischen Salat auf dem Tisch, wirklich eine Delikatesse im Februar!

Im Frühjahr wurde das dann unser Tomatenblock. Die Pflanzen wurden vorgezogen und danach ausgepflanzt, und wenn sie dann später größer geworden waren, wurden sie mit Bindfäden an der Decke befestigt. - Meine Freundinnen zog es immer gerne in diesen Block, um nach reifen Tomaten zu schauen, die ich indes absolut nicht mochte.

War dann die Tomatenzeit vorbei, wurde der Block geräumt, und es kamen klein- und großblumige Chrysanthemen hinein. Dafür hatte mein Vater wirklich ein Händchen, wenn man bedenkt, dass alle Pflanzen aus Stecklingen in der "Vermehrung" gezogen wurden, was mit viel Arbeit verbunden war.



Dreischiffiger Block mit großblumigen Pflanzen

Im anderen Gemüseblock wurden Schlangengurken gezogen. Auch die mußten ausgesät, aufgepäpelt und dann ausgepflanzt werden. In diesem Block war es geradezu unerträglich heiß. Ich bewunderte immer die Frau, die dort arbeitete. Wenn die Gurkenenernte vorüber war, kamen hier auch Chrysanthemen, aber auch Grünpflanzen wie Asparagus, Adjantum u.ä., die zum Binden schöner Sträuße benötigt wurden, hinein.

In einem weiteren Gewächshaus - wir nannten es das "Palmenhaus" - gab es viele Palmen und Gummibäume, und über dem Bassin wuchs ein großer Philodendron, der seine langen Luftwurzeln bis ins Wasser hineinstreckte. Es war dort wie in einem kleinen Urwald.



Im Palmenhaus

In einem weiteren Haus gab es etwas ganz Besonderes. Dort stand an einer Wand ein uralter Rosenstock, dessen Zweige unter dem Glasdach entlang rankten. Es war eine Teerose, an deren Namen ich mich nicht mehr genau erinnere, mit zartgelben Blüten und mit einem ganz besonderen Duft, aber auch einem zarten Stiel. Meine Mutter legte die Blüte immer in eine blassblaue Schale. Darin sah sie ganz bezaubernd aus. Überhaupt hatten wir immer frische Blumen auf dem Tisch, wie es sich für einen Gärtnereihaushalt so gehört.

Hinter diesem Gewächshaus befanden sich in einem weiteren Raum Dekorationen, z.B. Lorbeerbäume und andere Grünpflanzen, die für Dekorationszwecke benötigt wurden. Zwischen den Bäumen haben wir Kinder uns immer wie die kleinen Affen gejagt. Das war sehr halsbrecherisch, aber es ist niemals etwas passiert. Außerdem konnten wir dort auch noch den vergleichsweise kleinen Bedarf an Lorbeerblättern in unserer Küche decken. Ich habe gerne an diesen Blättern geknabbert; ich fand den Geschmack immer so gut.

Und jetzt komme ich zu den Frühbeetkästen mit den vielen Frühbeetfenstern. Im Frühjahr wurden wir Zwillinge immer dazu verdonnert, den Schnee aus diesen, im Winter offenen Beeten zu schaufeln. Das war, so glaube ich, so recht eine Übung für uns, um unseren Übermut zu zügeln. Es waren viele Frühbeetfenster, und wir Kinder arbeiteten für einen "Schinderlohn" : 5 Pfennige pro Fenster. Nach den bei uns langen und kalten Wintern war der Boden im Frühjahr immer noch sehr kalt. Dann wurden die Beete zuerst mit einer dicken Lage Dung ausgefüttert - isoliert. Erst danach wurde Erde aufgeschüttet, in die dann ausgesät bzw. kleine Pflanzen eingesetzt wurden. Zuerst kam Salat hinein - der sollte ja zu Ostern fertig sein - und danach Radieschen sowie andere verschiedene Blumen- und Gemüsepflanzen. Die Frühbeete erforderten viel Arbeit. Immer wieder mußten die Pflanzen gegossen und dafür die Fenster angehoben werden. Den in der Gärtnerei benötigten Dung bekamen wir übrigens von der Artillerie-Kaserne; dort gab es ja viele Pferde.

Für die Küche der Soldaten lieferten wir auch sehr viel Gemüse, welches auf dem damals uns gehörenden und außerhalb an der Straße nach Guttstadt gelegenen Haderfeld angebaut wurde. Dort steht jetzt das sicherlich allen Besuchern der Stadt bekannte Hotel, in dem auch ich bei meinen Besuchen 1998 und 1999 gewohnt habe - auf unserem früheren Grund und Boden.

Das Gemüse mußte dann ja auch überwintert werden, und da es damals noch keine Kühlhäuser im heutigen Sinne gab, hatten wir eine "Kohl-scheune", eine Scheune, die so tief in die Erde hineingebaut war, dass nur noch das Dach darüber hinausragte. Dafür war es darin immer frostfrei - auch im kältesten Winter.

Zum Thema "Kohl" fällt mir noch ein, dass wir ein ausgezeichnetes Sauerkraut machten. Gurken wurden auch eingelegt, die ebenso gut schmeckten. Das dazu benötigte Weinlaub kam aus unserem eigenen Anbau, denn wir hatten ein Spalier an der Vorderfront unseres Hauses. Die Trauben waren so sauer, dass es mich schüttelte, davon zu naschen. Zum Winter wurden die Reben vom Spalier gelöst und sorgfältig verpackt, damit sie nicht erfroren. Dagegen wuchs an der Westseite des Hauses wilder Wein, ein wahres Paradies für die Spatzen und andere Vögel, die uns in der Sommerzeit morgens immer mit ihrem lautem Gezwitscher weckten.

In jedem Frühjahr gab es viel Arbeit mit den Obstbäumen. Die im Winter erfrorenen Bäume mußten wieder ersetzt werden. Wir bekamen unsere jungen Bäume aus Schleswig-Holstein und Sachsen, alle Arten bis auf Pfirsichbäume. Für die war es bei uns in Ostpreußen einfach zu kalt. So habe ich dann auch einen Pfirsichbaum zum ersten Mal in meinem Leben später in Mitteldeutschland gesehen. Wir hatten sehr viele Obstbäume, und wenn ich meinen Vater fragte: "Wie viele Obstbäume haben wir?", antwortete er mir: "So viele Bäume wie es Tage im Jahr gibt". Ob das wirklich stimmte, weiß ich nicht.

Wenn das Frühjahrsgeschäft mit den Obstbäumen vorüber war, wurden mit den noch vorhandenen Restbeständen die auf dem Vorwerk erfrorenen Bäume ersetzt. Zum Ernten von Obst hatten wir in der Gärtnerei nur einen Kirschbaum und einen Pflaumenbaum; alle anderen waren auf dem Vorwerk. In der Gärtnerei wurde dann das frei gewordene Feld der Baumschule für die Dahlien hergerichtet. Sie wurden als Knollen ausgepflanzt und brauchten eine lange Zeit bis zur Blüte. Aber es lohnte sich, diese Zeit in Geduld abzuwarten, denn dann war es ein einmalig schöner Anblick auf das blühende Dahlienfeld, wenn man aus der Haustür trat - eine wahre Pracht ! Wir hatten groß- und kleinblumige und Ponpondahlien, eine immer schöner als die andere. Gekrönt wurde dieses großartige Ergebnis mit einer Dahlienschau im Blumengeschäft in der Langgasse. Und dann kamen natürlich die Bestellungen herein. - Nach Ende der Blütezeit wurden die Knollen wieder ausgegraben und nach Stauden getrennt und etikettiert sorgfältig bis zum nächsten Frühjahr im Cyclamenhaus gelagert. Da durfte es kein Kuddelmuddel geben, sonst wäre die Katastrophe da gewesen.

Natürlich hatten wir nicht nur in der Gärtnerei, sondern auch auf dem Vorwerk Dahlien. Als mein Vater eines Tages dorthin kam, saß dort ein Maler mit seiner Staffelei, um diese Blütenpracht, von der er ganz hingekriegt war, zu malen. Mein Vater kaufte ihm das Bild ab, ließ es rahmen und schenkte es meiner Mutter zu Weihnachten. Ihre Freude war sehr groß, und von da an hing es in unserem Eßzimmer über der Anrichte. Wie so vieles andere ist es dann 1945 auch untergegangen.

Der größte Teil der Schnittblumen kam aus unserer eigenen Gärtnerei. Langstielige Rosen hatten wir allerdings nicht. Diese wurden mit Luftpost von Berlin bis Königsberg geschickt, dort umgeladen und kamen dann nach Heilsberg per Express. Und jedes Mal stellte sich die bange Frage: Ob sie die lange Reise wohl überstehen würden?

Am Hochzeitstag meiner Eltern band mein Vater immer einen wunderschönen Rosenstrauß und brachte ihn in weißen Handschuhen und mit Zylinder meiner Mutter ans Bett. - Auch wir Töchter bekamen, als wir schon etwas älter waren, von unserem Vater immer einen selbstgebundenen wunderschönen Blumenstrauß. Wir nahmen das damals schon fast wie selbstverständlich hin. Aber so richtig zu schätzen wußten wir es erst später, als alles vorüber war, und wehmütig erinnerte man sich daran.



Das Cyclamenhaus

Eine Spezialität meines Vaters war es, Cyclamen - zu deutsch Alpenveilchen - zu züchten. Daran hatte meine große Schwester, die gelernte Gärtnerin war, auch einen großen Anteil. Die Pflanzen mußten streng nach Farben getrennt werden, und dann trat Nella - so nannten wir unsere große Schwester liebevoll - in Aktion und mußte "Bienchen" spielen und die Blüten der Pflanzen durch Antippen mit dem Daumen bestäuben.

Begonien und Azaleen wurden in unserer Gärtnerei nicht gezogen, sondern z.T. aus Belgien importiert. In der "Vermehrung" gab es einen Raum für ganz spezielle Zwecke. Zum richtigen Zeitpunkt eingesetzt, blühten dort zu Weihnachten Maiglöckchen und weißer Flieder.

Die Frauen, die bei uns arbeiteten, bekamen einen Stundenlohn von 60 Pfennig. Wie die Lehrlinge bezahlt wurden, weiß ich nicht mehr. Mußten sie vielleicht sogar noch Lehrgeld zahlen?

Während des Krieges hatten wir zwei ausländische Hilfskräfte; einen Franzosen, der auch gelernter Gärtner war, und einen Wallonen aus Belgien. Es waren sehr nette, höfliche und freundliche Menschen. Nach dem Krieg hat mein Vater mit einem von ihnen noch einige Zeit in brieflicher Verbindung gestanden. Noch vor unserer Flucht gab er ihnen einen Wagen und dazu unsere Isabella, ein hübsches und wenn auch kleines, aber kräftiges und zähes Russenpferd mit, damit sie noch gut wieder in ihre Heimat zurückkehren konnten.

In den späteren Kriegsjahren bekamen wir zur Arbeit in der Gärtnerei zwei Russinnen. Eine von beiden, Leda, war ein Kirgisenmädchen, die andere hieß Nina; sie war noch sehr jung. Als sie zu uns kamen, hatten sie kaum etwas anzuziehen. Da mußten wir erst einmal unsere Schränke durchforsten, um ihnen etwas zum Anziehen zu geben. Nina hatte einmal ein Techtelmechtel mit einem jungen Mann angefangen. Da kam so ein Mensch in brauner Uniform und wollte sie vor unsern Augen zusammenschlagen. Aber mein Vater schritt ein und warf den Kerl hinaus. Als dann die sowjetische Front immer näher kam, hatten die beiden Frauen sehr große Angst - ich glaube, viel mehr als wir selbst.

Und was ist aus unserem schönen Betrieb geworden? Dort stehen jetzt 3 - 5 stöckige Wohnhäuser, Plattenbauten, wie wir sie auch aus Mitteldeutschland kennen, und niemand würde vermuten, dass hier einmal

Gewächshäuser und Frühbeete gewesen sind. Vieles rund herum hat sich sehr verändert, seien es die Straßen, die Häuser, der Bahnhof - jetzt Busbahnhof ohne Eisenbahnanschluß. Auch meinem Elternhaus ist es nicht anders ergangen. Es ist in zwei Teile geteilt. Eine Hälfte ist weiß gestrichen und innen sehr gut renoviert. Es sieht richtig hübsch aus. Hier hat ein junger Tierarzt seine Praxis eingerichtet. Die andere Haushälfte macht einen ungepflegten, um nicht zu sagen verwahrlosten Eindruck. Im Haus ist vieles verändert worden, alles ist schmutzig. Ich konnte es nicht mit ansehen. Aber dann ging ich auf den Boden und fand dort noch etwas Vertrautes: unsere Räucherammer, in der früher die gute Rauchwurst, die Schinken und die Speckseiten geräuchert wurden. Und ich glaubte noch ein ganz wenig von dem herrlichen Duft früherer Zeiten wahrzunehmen. - Mit diesem leichten Duft in der Nase habe ich unser altes Haus verlassen und habe meinen Frieden wieder gefunden.

Margarete Mosch, geb Ott,
Heilsberg / Bonn

Quellen zur Geschichte der Stadt Heilsberg im 16. - 18. Jahrhundert

Von Stefan Hartmann

Erschienen in der "Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands", Bd. 49, S.79-109, 1999 (Auszug)

Der vorliegende Beitrag beruht auf bisher unveröffentlichten Quellen zur Geschichte Heilsbergs im 16. bis 18. Jahrhundert in der Abteilung 31 *Ermland* des Etatsministeriums Königsberg im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz zu Berlin. Dabei handelt es sich um die unter der Signatur EM 31 h 2, Nr. 1 - 68, verwahrten Archivalien.

Das evangelische Kirchen- und Schulwesen in Heilsberg

Wie in anderen ermländischen Städten entstand in Heilsberg erst nach der preußischen Annexion eine evangelische Gemeinde. Als erster protestantischer Schullehrer war Johann Theodor Fehrmann 1776 von Thorn - er hatte dort als Schulkollege am Gymnasium gewirkt - nach Heilsberg ge-

kommen. Zu seinem Unterhalt hatten ihm die lutherischen Einwohner eine Beisteuer akkordiert, die sich jedoch als unzureichend erwies. In seiner Supplik an den König vom 26. Juli 1778 hieß es, er könne für 14 Preußische Gulden im Quartal nicht 20 Kinder täglich sieben Stunden unterrichten und bitte daher um die Aussetzung eines fixierten Gehalts ¹⁾. Eine ähnliche Klage ist von der evangelischen Gemeinde in Heilsberg überliefert. Sie bezog sich auf die Huld des Monarchen gegenüber allen Religionen und hob das Anwachsen der Lutheraner auf 200 Seelen - ohne die Garnison - hervor "Wir leben ohne Kirche, ohne Prediger und unterhalten kaum einen Lehrer für unsere Kinder" Eine ordentliche Bezahlung Fehrmanns sei dringend vonnöten, der aus bloßem Mitleid mit dem kläglichen Zustand der Gemeinde sein Amt verrichte. In dieser Situation regte die Ostpreußische Kriegs- und Domänenkammer an, die Dotation vakanter katholischer Schulstellen für die Etablierung evangelischer Lehrer zu verwenden, weil die Zahl der protestantischen Familien im Ermland außerordentlich zunehme. Man könne die Mittel für Landschulen für städtische Bildungseinrichtungen verwenden, weil die Evangelischen in den den Städten benachbarten Dörfern profitierten. Das gelte auch für Heilsberg, wo Neu Vorwerk "sehr stark bebauet und mit protestantischen Familien meliret wird" ²⁾

Eine weitere Supplik der Heilsberger Protestanten vom 4. Juni 1785 um Anstellung eines eigenen Predigers und den Bau einer Kirche - das für die Abhaltung des Gottesdienstes bestimmte Zimmer im Rathaus wurde als unzureichend empfunden - erhellt, daß sich die Verhältnisse der Gemeinde in der Zwischenzeit nicht gebessert hatten ³⁾. Auch in der lutherischen Schule stand manches zum argen. Bemängelt wurde u.a., daß Eltern "vermischter Religion", wo die Väter lutherisch und die Mütter katholisch waren, ihre Kinder vom dortigen Schulbesuch zurückhielten oder sie in die katholische Schule schickten. Ein solches Verhalten werde beispielsweise vom Kaufmann Blel, dem Knochendreher Grunau, dem Schlossermeister Vogt und dem Perückenmacher Rietzor praktiziert. Trotz Anwachsens der Evangelischen auf etwa 500 Seelen betrage die Zahl der Schüler nur 18 oder 19, wofür neben dem o.g. Grund der Wegzug verschiedener Familien an andere Orte, das wöchentliche Schulgeld von drei Groschen und der Unterricht der Kinder durch die Eltern verantwortlich seien. Der als Prediger und Katechet fungierende Theodor Lenski sei bereits 46 Jahre alt und müsse sich jährlich mit 120 bis 130 Talern begnügen ⁴⁾ Es war daher kaum verwunderlich, daß dieser wie-

derholt versuchte, auf eine ertragreichere Landpredigerstelle versetzt zu werden. Der für Heilsberg zuständige evangelische Pfarrer Settegast in Gallingen befürwortete die Anstellung eines ordinierten Predigers in dieser Stadt, weil die dortige Gemeinde eine der größten im Ermland sei. Der Steuerrat Thomson habe schon eine Wohnung für den künftigen neuen Prediger und Lehrer gemietet. Nachdrücklich setzte sich der Vorsteher der protestantischen Gemeinde, der Postcommissarius Falckenberg, für Lenskis Belange ein ⁵⁾. Dieser habe das Schulamt seit 20 Jahren "mit Beyfall" versehen und dabei seine Gesundheit ruiniert. Falckenberg bat um die Konferierung einer Dorfpfarrstelle an den Katecheten, wofür er hinreichende Fähigkeiten habe. Lenski halte alle 14 Tage in einem Zimmer auf dem Rathaus Predigt. Er dürfe zwar Taufhandlungen, aber keine Trauungen vollziehen. Die Bestellung eines ordinierten Pfarrers sei daher dringend erforderlich. Dieser könne die Jugend nicht nur in der Religion, sondern auch in den höheren Wissenschaften unterrichten, die den "zum Handwerker bestimmten Jüngling zum Weltbürger bilden".

König Friedrich Wilhelm III. wies in einer Kabinettsordre das Ostpreußische Staatsministerium an, mit Zuziehung des Konsistoriums ein Gutachten über die Berufung eines "Subjects, welches das Officium eines Predigers für die Garnison und Bürgerschaft mit dem eines Schul-Lehrers in sich vereinigt", zu erstellen ⁶⁾. Dem Vorschlag des Kommandeurs des in Heilsberg garnisonierenden Füsilierbataillons, Oberstleutnant von Stutterheim, einen Feldprediger zu bestellen, um auf diesem Wege dem Bedürfnis der Heilsberger Protestanten abzuhelpfen, entsprach der Monarch jedoch nicht, weil nicht jedes Bataillon einen eigenen Feldprediger haben könne.

Im Frühjahr 1800 brachte die Absicht des Geistlichen Departements, ein protestantisches Kirchspiel Heilsberg zu errichten, Bewegung in die festgefahrene Schul- und Kirchensache ⁷⁾. Für dessen Betreuung war ein fähiger Prediger erforderlich, der mindestens 200 Taler jährlich, freie Wohnung, Deputate und Akzidenzien erhalten müsse. Erst im August 1800 nahm das geplante Kirchspiel feste Gestalt an. Es umfaßte:

1. die Land-, Stadt- und Militärgemeinde in Heilsberg,
2. die Stadt- und Landgemeinde in Seeburg,
3. die Stadt- und Landgemeinde in Guttstadt.

Der Direktor des Heilsberger Landvogteigerichts, Schlichting, erhielt die Anweisung, nach Guttstadt und Seeburg zu fahren, um mit den dortigen Bürgern über die Regulierung der dortigen Kirchspielsgrenzen zu spre-

chen. In der Stadt Heilsberg nahmen folgende Personen die Interessen der Protestanten wahr ⁸⁾:

Oberstleutnant von Stutterheim, Postkommissar Falckenberg, Ratsherr Leyden, Polizeibürgermeister Fudaeus, Kreiskalkulator Krah, Akziseinspektor Maurack, Kreissteuereinnahmer Rausch, die Kaufleute Liedertitz, Luttkowitz, Schultz, Klempnermeister Spies, Rotgerbermeister Larusch, Maurermeister Ademheit, Baumeister Kirschnik, Schlossermeister Gromalski, Johann Lentz, Gottfried Zemmitat, Christoph Walter.

Hier zeigt sich, daß es sich bei den Protestanten hauptsächlich um staatliche Offizianten, Kaufleute und Handwerker gehandelt hat. Weil die Namen fast ausnahmslos nicht in der Bürger- und Einwohnerliste von 1772 erscheinen, müssen sie nach der preußischen Annexion zugezogen sein. Das dürfte ein Beleg für die von der preußischen Regierung geförderte Zuwanderung von Evangelischen ins ehemalige Fürstbistum sein, während andererseits große Teile des polonisierten ermländischen Adels damals abwanderten ⁹⁾.

Eine wichtige Forderung der Heilsberger Protestanten war die Einräumung der in den städtischen Ringmauern gelegenen polnischen Kirche für ihren Gottesdienst. Diese wurde von den Katholiken nicht benötigt, die über die große Pfarrkirche, die auf der Amtsfreiheit befindliche Kreuzkirche und die Kapelle im bischöflichen Schloß verfügten. Duster sah es hinsichtlich des Baues eines Pfarrhauses aus. Weil dafür kein Fonds beim Provinzial-Departement vorhanden war, beabsichtigte die Administration, ein "convenables Quartier" in Heilsberg zu mieten, das sowohl zur Wohnung des Pfarrers als auch zur Schulstube geeignet war. Diese Absicht stieß in Heilsberg auf negative Resonanz, weil die kleine Bischofsteiner evangelische Gemeinde 2400 Taler aus der königlichen Schatulle für den Bau einer Kirche erhalten habe. In Wirklichkeit handelte es sich dabei nur um den Bau eines Bethauses, der 1803 fertiggestellt wurde ¹⁰⁾.

Nach Aussage einer in den Akten überlieferten Spezifikation vom 20. August 1800 zählte die lutherische Heilsberger Gemeinde ausschließlich der Garnison, aber unter Berücksichtigung der Vorstadt Großendorf 226 Seelen, darunter 53 Männer, 50 Frauen, 100 Kinder und 23 Domestiken. Die Aufstellung war indes nicht vollständig, weil sie nur die Kirchenzins zahlenden Bürger mit ihrem Haushalt berücksichtigte, ganz arme Leute aber außer Betracht ließ. Die meisten der darin erfaßten Familien hatten drei bis vier Kinder. Mit sieben Kindern lag der Mühlenmeister Bornkam

an der Spitze. Außer den bereits erwähnten Repräsentanten der Gemeinde treten hier zumeist Namen auf, die vor 1772 nicht genannt werden. Beispiele dafür sind u.a.: Rosskampf, Peters, Klepper, Decker, Rautenberg und Balscheit. Sieht man einmal von den über feste Bezüge verfügenden Offizianten ab, war die wirtschaftliche Lage der evangelischen Neubürger nicht sehr günstig. Nur neun von ihnen besaßen eigene Häuser. Am größten war die Kategorie der weniger als zehn Groschen Kirchenzins zahlenden Personen. Beträchtlich war auch die Zahl derer, die zehn bis zwanzig Groschen zahlten. Lediglich zwei wurden mit 60 Groschen veranschlagt ¹¹⁾.

Trotz aller Bemühungen, die protestantische Gemeinde in Heilsberg zu etablieren, blieb nicht nur die Frage des Pfarrhaus- und Kirchenbaues ungeklärt, der ermländische Bischof Carl von Hohenzollern ¹²⁾ verweigerte auch seine Zustimmung zur Übergabe der polnischen Kirche an die Evangelischen. Zentrale Argumente waren hier das bei dieser Kirche bestehende *Beneficium Sancti Stanislai* und das damit verbundene sonntägliche Messelesen von Ostern bis Allerheiligen, die Verwahrung der Kirchengerätschaften und die Unterrichtung der zur Konfirmation bestimmten Jugend in diesem Gebäude, dessen direkte Verbindung mit der Pfarrkirche, weshalb man Gesang, Predigt und Musik aus einer Kirche in die andere ganz verständlich hören kann, die Lage der polnischen Kirche auf dem eigentlichen Kirchhof, der als geweihter Ort durch nichts verunreinigt werden darf, und ihre geringe Größe, so daß sie für die protestantische Gemeinde zu klein ist.

Anfang Januar 1801 nahm die Berufung eines Pfarramtskandidaten nach Heilsberg konkrete Gestalt an. Zunächst sollte dieser jedoch geprüft und festgestellt werden, ob er die "nötige Geschicklichkeit zum Unterricht der Junker bey der v. Stutterheimschen Brigade auch in der Mathematik" besaß. Nach Erbringung dieser Vorleistungen wurde Gottfried August Reimer in der Königsberger Schloßkirche ordiniert und eingesegnet ¹³⁾. Am 5. Mai 1801 bestellte ihn der König zum Prediger in Heilsberg unter Gewährung der festgesetzten *Iura Stolae*, hob dabei aber den interimistischen Charakter der Vokation hervor. Sein Gehalt von jährlich 200 Gulden sollte aus dem Etat der Ostpreußischen Domänenkasse bestritten werden. Reimer ersuchte schon bald um die Auszahlung dieses Betrages, weil er bei einer neu errichteten Gemeinde wie in Heilsberg auf viele, anderen Predigern gewährte Vorteile verzichten und darüber hinaus den

größten Teil der Emolumente an den hiesigen Katecheten Lenski abtreten müsse.

Als Belastung empfand er auch die Verpflichtung, täglich mehrere Schulstunden zu geben, statt Privatunterricht gegen Bezahlung zu erteilen. Er konnte sich aber dieser Aufgabe nicht entziehen, weil der Katechet Lenski krankheitshalber schon längere Zeit nicht mehr unterrichtet hatte. Einem Bericht des Vorstehers Falckenberg ist zu entnehmen, wie nachteilig sich das langwierige Ausfallen des Lehrers auf den Schulbetrieb ausgewirkt hatte. "Es ist traurig, daß Eltern ihre Kinder dies ganze Jahr nicht haben in die Schule schicken können und daß sich die Kinder besonders ärmerer Leute herumtreiben müssen und dadurch am ersten Gelegenheit finden, lüderlich zu werden" ¹⁴⁾.

Das Heilsberger Landvogteigericht sah die Lage nicht als wirklich bedrohlich an. Nach seiner Auffassung war die Anstellung eines Katecheten entbehrlich, weil dessen Aufgaben der lutherische Zivil- und Gamisonprediger übernehmen müsse.

Nach den jetzigen Umständen benötigten vier Fünftel aller hiesigen lutherischen Kinder nur einen Unterricht in Lesen, Schreiben und Religion. Ein *Literatus* dürfte sich daher kaum rentieren. Wichtig sei aber der Bau eines neuen Schulhauses, weil das alte in einer ganz abgelegenen "und wegen der vielen ringsum befindlichen Misthaufen, Schweine-, Vieh- und Pferdeställe äußerst schmutzigen Straße" liege. Man müsse die lutherische Religion gegen die hier herrschende römisch katholische im Gleichgewicht erhalten, um nicht bei den ungebildeten Volksteilen der Katholiken die irrige Meinung zu erwecken, die lutherische Religion sei ein Gegenstand minderer Achtung ¹⁵⁾.

Nicht nur das alte baufällige Schulhaus, auch die häufigen Klagen Reimers über seine unzureichenden Bezüge und Emolumente bereiteten der Heilsberger lutherischen Gemeinde Sorgen. Jener versuchte auf alle mögliche Weise, seine Einkünfte zu verbessern, und wies u.a. auf die unbenutzte katholische Dorfschule in Bevernik, der einzigen dieser Art im Ermland hin, weil dort nur Kirchenschulen bestünden. Für diese Schule zahle die Domänenkasse jährlich 60 Taler an einen Schulmeister, der dieses Gehalt einem Menschen zukommen lasse, der sich täglich in der Schenke aufhalte und den Bauern zum Tanze aufspiele. Trotz der subjektiven Färbung dieses Berichts läßt er doch erkennen, daß die Schulverhältnisse auf dem platten Land alles andere als erfreulich gewesen sein müssen.

Trotz aller Eingaben der lutherischen Gemeinde änderte sich nichts an den traurigen Zuständen ihrer Schul- und Kirchenverhältnisse. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verfügte sie weder über ein brauchbares Schulhaus und eine Kirche, noch erhielt sie das Recht, einen Prediger zu wählen. Darüber hinaus erwies sich für sie der langwierige Streit des Predigers Reimer mit dem Katecheten Lenski wegen der zu beziehenden Emolumente als ein großes Ärgernis ¹⁶⁾. Auch mit der katholischen Geistlichkeit hatte ersterer Differenzen, weil jene es ablehnte, zwei geschiedene Unteroffiziere des Stutterheimschen Füsilierbataillons zu trauen und Pressionen gegenüber Personen unterschiedlicher Konfession anwendeten, die sich evangelisch trauen lassen wollten.

Erwähnenswert ist auch eine in den Akten überlieferte Beschwerde des Oberstleutnants von Stutterheim über den Heilsberger Magistrat wegen Störung des lutherischen Gottesdienstes ¹⁷⁾. Darin hieß es, er, Stutterheim habe aus Rücksicht gegenüber den Katholiken die Exerzierübungen der Kompanien vor die Tore verlegt, nun aber sei durch die Erlaubnis für den Kunstspieler Vaneschi aus Potsdam, auf dem Vorflur des Rathauses Vorstellungen geben zu dürfen, der lutherische Weihnachtsgottesdienst im dortigen Andachtsraum nachhaltig gestört worden. Durch eine derartige Zurücksetzung leide das Ansehen der evangelischen Gemeinde, was das Hohngelächter mehrerer hiesiger Katholiken beweise. Der zur Stellungnahme aufgeforderte Magistrat rechtfertigte sein Verhalten mit dem Hinweis auf Wormditt, wo gleichfalls im Hausflur des Rathauses Theateraufführungen stattgefunden hätten, obwohl in dem dortigen Gebäude protestantischer Gottesdienst gehalten würde. Auf Veranlassung des Königsberger Etatsministeriums, wohin der Fall inzwischen gelangt war, mußte indes der Heilsberger Rat verbindlich erklären, zu ähnlichen Beschwerden keinen Anlaß mehr zu geben.

1. EM 31 h 2, Nr. 58 ---- 2. Ebd., 16.6.1778 ---- 3. EM 31 h 2, Nr. 59 ---- 4. EM 31 h 2, Nr. 60 ---- 5. EM 31 h 2, Nr. 62, 30.1.1799 ---- 6. Ebd., 9.11.1799 ---- 7. Ebd., 22.4.1800 ---- 8. Ebd., 21.8.1800 ---- 9. Vgl. St. Hartmann: Zum Abzug von Ermländern nach Polen als Folge der Ereignisse von 1772. In: Preussenland 31 (1993) S. 10 - 25. ---- 10. St. Hartmann: Quellen zur Geschichte der Stadt Bischofstein im 16. - 18. Jahrhundert. In: ZGAE 46 (1991), S. 31 - 60, hier S. 54 ff. ---- 11. EM 31 h 2, Nr. 62, 23.2.1801. ---- 12. Carl von Hohenzollern war von 1795 - 1803 Bischof von Ermland. Vgl. dazu Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches. ---- 13. EM 31 h 2, Nr. 62, 23.2.1801. ---- 14. Ebd., 16.7.1802. ---- 15. Ebd., 30.6.1802. ---- 16. EM 31 h 2, Nr. 64. ---- 17. EM 31 h 2, Nr. 67.

Launau / Kreis Heilsberg hat eine neue Kirche

Bei meiner Ostpreußenreise 2000 konnte ich feststellen, dass die polnische Gemeinde in Launau eine neue Kirche hat.



Anlässlich dieser Reise nahm ich die Gelegenheit wahr, im Heiligen Jahr 2000 dem polnischen Pfarrer unserer Pfarrkirche in Raunau ein Bild der Statue der über 1000 Jahre alten *Goldenen Madonna aus Essen* zu überreichen. - Das Bild soll die Verbundenheit der Vertriebenen, von denen viele im Bistum Essen leben, mit ihrer Heimatkirche zum Ausdruck bringen. Pfarrer Kazimierz Mikulski stellte das Bild - ein Plakat aus dem Jahre 1990, das von mir in einen einfachen hellblauen Metallic - Rahmen eingefasst worden war - auf den linken Seitenaltar.

Die *Goldene Madonna aus Essen* - eine 74 cm hohe, mit Goldblech überzogene Holzskulptur - gilt als das älteste vollplastische Marienbild der abendländischen, wenn nicht gar der christlichen Kunst überhaupt. Es wurde von der Äbtissin Mathilde, einer Enkelin Ottos des Großen, gestiftet, die das Stift des Essener Kanonissinnen-Konvents von 971 - 1011 leitete. - Heute befindet sich die Skulptur in einer Seitenkapelle des Essener Doms. - Auf dem von mir in Raunau überreichten Bild (Plakat) trägt die Madonna die Krone Ottos III. Diese Krone wird ihr nur am Festtag, dem 11. Oktober, aufgesetzt. Dadurch wirkt die Figur etwas reicher und auch schöner.



Der Agnes-Verein Heilsberg

Mir stellt sich die Frage: Was war der Agnes - Verein, und welche Aufgabe bzw. Funktion hatte er? Ich habe bisher niemand gefunden, der diese Frage beantworten konnte. Vielleicht kann es jemand aus dem Leserkreis des Heimatbriefes. Dann wäre ich für eine entsprechende Mitteilung dankbar.

Das umstehende Foto zeigt den Agnes-Verein Heilsberg 1927 / 28 im Volksgarten. Links Kaplan Marquardt, rechts Erzpriester Buchholz. Neben der Brüstung links Helene Schappler (mit weißem Kragen), auf der Brüstung dritte von links Anna Schappler. Auf dem Bild ganz rechts Margarete Gehrman, geb. Zaremba.

Hedwig Poschmann,
Raunau / Essen,
(Söllingstr.39, 45127 Essen)



Guttstädter-Treffen in Berlin 2001

Als vor zwei Jahren beim Heimattreffen in Köln vorsichtig die Frage gestellt wurde, wer sich denn für 2001 ein Treffen in Berlin vorstellen könne, hoben sich - teils begeistert, teils zögernd - doch ziemlich viele Hände. Aber man ging mit leiser Skepsis auseinander. Ob dieses Abweichen von der Tradition der Treffen in Köln-Mülheim Aussicht auf Erfolg haben würde?

Aber der in der Zwischenzeit von Hamburg nach Berlin umgezogene Pfarrer Joachim Perle, Sohn des letzten evangelischen Pfarrers von Guttstadt, und Roswitha Poschmann, bisherige Organisatorin der Treffen, nahmen die Vorbereitungen in Zusammenarbeit mit Dr. Elimar Schwarz zügig in Angriff. Ein Hotel in Berlin wurde gefunden, ca. 550 Einladungsschreiben verschickt, Programmvorschläge erarbeitet und Planungen entwickelt. Eine Fahrt von Joachim Perle im Sommer nach Guttstadt brachte ihm, der 1945 als Fünfjähriger die Flucht angetreten hatte, die Stadt und ihre Bewohner von früher und heute noch näher in die Erinnerung.

So wurden die Pläne denn Wirklichkeit. Am Nachmittag des 30. September kamen bereits ca. 70 angemeldete Teilnehmer aus allen Himmelsrichtungen - bis zu 900 km Entfernung - im Berliner Treff Park-Hotel Blub an, darunter besonders viele aus den östlichen Bundesländern, für die die Fahrt nach Köln bisher zu weit gewesen war. Nach dem ersten Wiedersehen und erneuten Kennenlernen gab es schon beim Abendessen fröhliche Tischgemeinschaften und herzliche und vertraute Klänge heimischer Sprache. -- Ein ökumenischer Gottesdienst wurde von unseren Guttstädter Theologen Heinrich Kopowski, Joachim Perle und Reinhard Rohwetter vorbereitet und gestaltet. Zur Unterstützung der Lieder und Wechselgesänge nach Art der Ermländischen Vesper hatte Pfarrer Rohwetter sorgfältig hergestellte Liederzettel und seine Gitarre mitgebracht. Pfarrer Perle hielt die Predigt. Besinnung und Dankbarkeit vereinte alle Gekommenen für das uns geschenkte Beisammensein.

Der offizielle Teil des Treffens begann am Montag, dem 1.10. um 11.00 Uhr. Roswitha Poschmann und Joachim Perle begrüßten die Teilnehmer. Nun waren es an die hundert geworden, und immer mehr Stühle mußten in den Saal getragen werden. Zwei junge Gäste aus Polen waren gekommen, Professor Janusz Filipkowski (Universität Allenstein) und Jarek

Kowalski (Geschichtslehrer am Gymnasium in Guttstadt). Sie hatten mit viel Liebe und guten Aufnahmen einen Dia-Vortrag*) über das heutige Dobre Miasto vorbereitet. Die Guttstädter sahen Altbekanntes und Vertrautes neben neuen Häusern, Schulen und Wohngebieten. Mancher sah sein Elternhaus oder seine Straße auf der Leinwand wieder. Andere sahen nur schmerzvoll empfundene Lücken oder fremde Gebäude, wo sie einst als Kinder gelebt hatten.

Jarek Kowalski und Janusz Filikowski stellten mit viel Engagement die Entwicklung und die Probleme unserer Heimatstadt vor, und alle folgten dem Vortrag mit großem Interesse. Vier Projekte sind es, die sie als Ziel einer gemeinsamen Tätigkeit von früheren und jetzigen Bewohnern der Stadt vorschlugen. Jarek Kowalski drückte das so aus:

1. "Es gibt in Guttstadt schon eine Gesellschaft für polnisch-französische Freundschaft. Ich glaube, es ist höchste Eisenbahn, gegenseitige Freundschaft auch zwischen Polen und Deutschen zu bauen!
2. Wir möchten im Stadtzentrum an der Stelle des alten Denkmals aus der kommunistischen Zeit ein Denkmal mit dem Wappenzeichen der Stadt errichten (dem Hirsch mit dem Eichenzweig).
3. Unser nächstes Projekt ist die Herausgabe eines zweisprachigen Albums „Guttstadt in alten Ansichtskarten“. Unserer Meinung nach soll eine solche Publikation das ehemalige schöne Bild unseres Städtchens vor dem Vergessen schützen.
4. Wir hoffen, wir treffen uns in zwei Jahren in Dobre Miasto und können das Wappenzeichen und zweisprachige Gedenktafeln feierlich enthüllen, das Album präsentieren und so die Freundschaftsbrücke zwischen unseren Nationen festigen.“

Es gab viel Beifall für diese „Zukunftsvisionen“. Jeder empfand wohl, dass es gut ist, nicht nur bei wehmütigen Erinnerungen zu verweilen, sondern auch den Blick nach vorn zu richten. Jugendliches Engagement für unsere Stadt macht Hoffnung!

Der Vorsitzende der Kreisgemeinschaft Heilsberg, Aloys Steffen, sprach Grußworte und drückte seine Freude darüber aus, dass so viele Landsleute aus Guttstadt und seiner Nachbarschaft gekommen waren. Er berichtete vom Schüleraustausch zwischen Dobre Miasto und der Stadt Quakenbrück, der jetzt angelaufen ist und zu gegenseitiger Verständigung der Jugendlichen führen soll. Der langjährigen Leiterin der Guttstädter Gemeinschaft, Roswitha Poschmann, überreichte er für ihre unermüdliche Ar-

beit, ihr Engagement für die Heimatstadt und ihre Verdienste um das von allen gelobte Guttstadt-Buch die „Silberne Ehrennadel der Landsmannschaft Ostpreußen“.

Nach der Mittagspause sprach eine Guttstädterin, Frau Dr.Dorothea Wagner-Kolb, von ihren persönlichen Kindheitserlebnissen. Vieles kam vor in ihrem Rückblick, das uns allen bekannt war. Mit ihren Worten wurden eigene Erinnerungen geweckt, und mit ihrem Schlusswunsch für eine gute und friedvolle Weiterentwicklung der Stadt stimmten wir alle überein. Das zeigte der starke Beifall.

Nach einer weiteren kleinen Dia-Schau mit Bildern von Joachim Perle von seiner Sommerreise nach Guttstadt gab es noch Zeit zur Aussprache, für Vorschläge, Fragen und Pläne.

Am Abend wurde der Beschluß gefaßt, in eine nahegelegene Gaststätte zum gemeinsamen Essen zu gehen. In fröhlicher Stimmung und im eifrigen Gespräch setzten sich die einzelnen Trüppchen in Bewegung. Es gab viel zu Lachen, als man feststellte, dass keiner so recht den Weg wusste. Schließlich saßen wir dann doch nach einigen Irrwegen im gemütlichen „Brauhaus in Rixdorf“ zusammen, das im originellen rustikalen Stil mit gutem Essen und Trinken die Gemüter erfreute.

Jetzt erweist es sich als ein wahres Geschenk, dass wir fast alle im gleichen Hotel übernachteten, das Treffen also nicht schon nach ein paar Stunden endet. Es wird gelacht und erzählt, der Abend schließt den schönen Tag wunderbar ab. Auch nachher im Hotel geht es weiter bei einem Gläschen Wein. Man hat das Gefühl, wir sind alle eine Familie geworden. Die heimatlichen Bindungen sind einfach zu spüren!

Den meisten geht es wie uns: den ganzen Tag über wechselt man die Gesprächspartner. Beim Frühstück mit früheren Nachbarn, bei der Mittagsuppe mit ehemaligen Schulkameraden, beim Kaffee mit den jungen Gästen aus Polen. Es gibt unendlich viel zu erzählen und zu fragen. Fotos kursieren von früher, von den heutigen Familien, Kindern, Geschwistern, Festen und Feiern. Besonders beliebt sind alte Klassenbilder. Wer von den Anwesenden ist drauf? Wie hieß doch der Große da hinten? Wer ist das Mädchen mit dem weißen Krägelchen? Es liegen Welten zwischen den Kindergesichtern von damals mit den braven Scheiteln, den kurzen Ponys, den dicken Zöpfen oder dem Hahnenkamm mit Schleife, den jungen Gesichtern über dem Matrosenkragen oder Bleylekleid oder dem Strickpullover - und den Gesichtern, die sich heute nach ca. 60 Jahren über diese Bilder beugen. Unsere Kriegsgeneration hat kein leichtes Le-

ben gehabt! Aber hier in dieser Runde scheint der Kreis geschlossen. Irrendwie ist es fast wieder wie auf dem alten Klassenbild, als wir uns am Abschiedstag zum Gruppenfoto aufbauen. Menschen, die viel miteinander verbindet, das in der gemeinsamen Kinderzeit seinen Anfang nahm.

Mancher muß leider schon am Montagabend abreisen. Aber um die 50 sind doch noch am nächsten Morgen zur Stadtrundfahrt dabei. Unter sachkundiger Führung und Erklärung sehen wir die Highlights vom alten und neuen Berlin im Stadtzentrum vom Bus aus. Zwischen Charlottenburger Schloß, Siegestäule und Potsdamer Platz, zwischen Reichstag und Rotem Rathaus gibt es einen Haltepunkt am Berliner Dom. Um 12 Uhr ist dort eine kurze Andacht, an der wir teilnehmen. Der hohe feierliche Raum umfängt uns beim Klang der schönen Orgel. Wir singen „Großer Gott, wir loben dich“ und empfinden es dankbar als passendes Lied für die vergangenen Tage. Wir hören vom Beistand der Engel in unserem Alltag. „Es müssen nicht Männer mit Flügeln sein“, wie es im Gedicht heißt. Wie wir nun beieinander sitzen und uns so nahe sind nach diesen erfüllten Tagen, spüren wir, dass wir reich beschenkt nach Hause fahren.

Marlies Bischoff-Franzkowiak,
Guttstadt / Kaarst

*)

Vortrag mit Lichtbildern:

Was aus Guttstadt wurde: Dobre Miasto gestern, heute und morgen

*Jarek Kowalski (Gymnasium Dobre Miasto) und
Prof. Janusz Filipkowski (Universität Allenstein)*

Am Anfang wollen wir Herrn Joachim Perle für die Einladung herzlich danken. Wir möchten Ihnen unsere Stadt, ihre Institutionen, Denkmale und ihr Leben vorstellen:

Die Rote Armee hat, wie Sie wissen, die Stadt in der Nacht des 2. Februar 1945 eingenommen. Am Nachmittag des nächsten Tages legte sie die Stadt in Trümmer. Die Stadtmitte wurde zu 65 % zerstört. Am 1. August hatte die Rote Armee dem ersten polnischen Bürgermeister die Macht übergeben. Im Jahre 1946 wohnten in der Stadt fast tausend Einwohner. Die neuen Siedler kamen aus den Ostgebieten Polens. Sie hatten ihr Land schon nach dem Angriff am 17. September 1939 verloren und waren

nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bei den Russen geblieben. Viele Polen wurden aus Wilna, Lemberg, Wolhynien und anderen Städten und Dörfern vertrieben. Wir wollen über die kommunistische Ära nicht mehr erzählen. Das war eine völlig verlorene Zeit.

Heute zählt die Stadt über 11.000 Einwohner, davon 52 % Frauen. Das Durchschnittsalter beträgt heute 34,6 Jahre, also ist die Stadt jung. Hiervon sind

- 20 % Kinder bis 18 Jahre,
- 68 % zwischen 18 und 65 Jahren;
- 12 % sind über 65 Jahre alt.

Bis heute noch - Gott sei Dank - ist die Geburtenzahl um fast 20 % höher als die Sterberate. Die Tendenz ist jedoch leider negativ.

Es gibt in der Stadt drei Kindergärten, drei Grundschulen (hier lernen die Kinder im Alter zwischen 7 und 13 J.), das Gymnasium (zwischen 13 und 16 J.), sowie das Gymnasium mit Oberstufe und die Betriebsberufsschule mit vielen Fachrichtungen (zwischen 16 und 19 J.) Die Grundschule Nr.1 befindet sich in der alten Volksschule und die Betriebsberufsschule im alten Amtsgericht. Alle sonstigen Schulen befinden sich in neuen Gebäuden.

Zwischen dem Gymnasium in Dobre Miasto und der Realschule von Quakenbrück besteht seit einem Jahr ein Schüleraustausch.

In der alten evangelischen Kirche befindet sich heute die Städtische Bibliothek, die eine wichtige kulturelle Rolle spielt.

Das kulturelle Leben jedoch konzentriert sich im *Kulturhaus der Stadt* (das frühere Haus des Bürgermeisters von Guttstadt) und in 35 nicht staatlichen Organisationen. Im Kulturhaus gibt es viele Künstler- und Musikzirkel und viele andere Kreise. Die zwei wichtigsten Veranstaltungen des Kulturhauses sind:

- das Treffen der Musik spielenden Familien (mit Musikinstrumenten), die aus den Nachbarstaaten kommen (überwiegend Volksmusik),
- die Internationale Hundeausstellung (über 600 Aussteller),

Zu den wichtigsten nicht staatlichen Organisationen gehören:

- der "Verband Pojczierze" (bedeutet in etwa "Seenplatte" mit dem Sitz im Storchenturm, wo sich das Städtische Museum befindet;
- die katholischen Organisationen mit Familientagen zur Förderung der Familien;

- Die Wirtschaftskammer als Herausgeber der Zeitung "*Die Guttstadtnachrichten*";
- Die Gesellschaft für die polnisch-französische Freundschaft.
- Nicht zu vergessen: Der Guttstädter Fernsehsender über Kabel, der durch Abonnenten bezahlt wird. (?)

Seit zwei Jahren besteht eine Partnerschaft zwischen Dobre Miasto und Quakenbrück in Niedersachsen.

Die zahlenmäßig größte Veranstaltung der Stadt ist das "*Käfertreffen*", und eine von den interessantesten Besonderheiten ist ein einzigartiges Käferdenkmal der Welt. Beide wurden von mir geschaffen.

Während des Sommers finden in der katholischen Kirche die 'Internationalen Orgelkonzerte' statt. Unsere Kirche wurde im Jahr 1989 anlässlich der 600-Jahrfeier von Papst Johannes Paul II. zur "Kleinen Basilika" erhoben (Damals war auch ein Bus von Guttstädter Bürgern aus der Bundesrepublik angereist, um der Feier beizuwohnen). In der alten Kirchenbibliothek gibt es heute das Pfarrgemeinemuseum mit vielen Urkunden und Geräten der ursprünglichen Ausstattungen des Gotteshauses.

Die einzige Minderheit in der Stadt sind Ukrainer, die nach einer sogenannten 'Weichselaktion' nach Guttstadt gekommen waren. Sie bilden einen geschlossenen, kulturellen und griechisch-katholischen Kreis. Die alte *Nicolaikirche* dient der ukrainischen Minderheit, die heute fast 300 Familien zählt.

In den letzten 10 Jahren ist die ca. hundert Mitglieder zählende Gemeinde der Zeugen Jehovas aktiv geworden, die sich im Gemeindefaal der evangelischen Gemeinde und des heutigen Kinos versammelt.

In der Stadt gibt es 750 Wirtschafts-Unternehmen, davon

- 370 im Handel,
- 355 Dienstleistungsbetriebe,
- und nur 25 sind mit der Produktion verbunden.

Zu den Größten gehören:

- die alte *Marienfabrik*, heute *Polmit-Warfama* (400 Arbeiter),
- die Fa. *De Laval* (100 Arbeiter),
- das alte *Sägewerk*, heute *Multilas* mit Eigentümerin aus Deutschland,
- die alte Bonbonfabrik mit dem polnischen Namen "*Jutrzenka*" - Morgenrot, die leider gegenwärtig pleite geht.

Unsere Stadt liegt im ärmsten Bezirk Polens, wo die Arbeitslosigkeit den höchsten Stand erreicht hat und derzeit schon über 25 % beträgt, was ca. 1.600 Arbeitslose ergibt. Den Arbeitssuchenden stehen nur ca. 20 Arbeitsplätze zur Verfügung. Diese unglücklichen Menschen bekommen das Arbeitslosengeld nur sechs Monate lang. Über 1.300 Menschen haben schon das Recht hierauf verloren. Wir hoffen nunmehr, daß nach unserem Beitritt in die Europäische Union Investitionen und Arbeitsplätze die Armut und Arbeitslosigkeit bewältigen helfen. Für unsere Kinder hoffen wir auf mehr Chancen, die Fremdsprachen zu lernen und ihre Berufsfähigkeit zu entwickeln. Das Ermland gehört zu den schönsten Gegenden Nordpolens, und so hoffen wir auch deshalb auf eine weitere Entwicklung des Tourismus. Daher laden wir Sie alle schon heute ein, uns zu besuchen!

Wir sind hierher gekommen, um Ihnen auch unsere Projekte für unsere Stadt vorzustellen und mit Ihnen zusammen zu überlegen, dass und wie sie zum Ziel führen können, damit wir unserer gemeinsamen Stadt dienen und unsere Bemühungen zur Vertiefung unserer freundschaftlichen Beziehungen zwischen DOBROMIESZCZANAMI und Guttstädtern führen werden.

1. Wie ich vorhin bereits erwähnte, besteht in Guttstadt schon eine Gesellschaft für polnische - französische Freundschaft. Ich glaube, es ist höchste Eisenbahn, gegenseitige Freundschaft zwischen unseren Völkern zu bauen.
2. Wir möchten das Wappenzeichen im Stadtzentrum errichten. Vor kurzem entstand das Ehrenkomitee für den Stadtwappenzeichenbau (mit Kontonummer: 88571041-2697-27016-111, x)

DER HIRSCH, BS JONKOWO O / DOBRE MIASTO

x) Wenn Sie, liebe Leser, dieses Projekt auch mit einer Spende unterstützen wollen, dann überweisen Sie Ihre Spende wegen der ungewöhnlich hohen Gebühren im unbaren Zahlungsverkehr mit Polen bitte nicht auf das oben genannte Konto in Polen, sondern auf folgendes extra dafür in Deutschland eingerichtetes Konto:

EDG - KIEL, BLZ 210 602 37, KTO.-NR.: 20 26 719,

STICHWORT: "GUTTSTADT - HIRSCH" / JOACHIM PERLE

3. Unser nächstes Projekt ist die Herausgabe eines zweisprachigen Albums: "GUTTSTADT IN ALTEN ANSICHTSKARTEN". Unserer Meinung nach soll solche Publikation das ehemalige Bild unseres schönen Städtchens vor Vergessenheit schützen.

4. Wir hoffen, wir treffen uns in zwei Jahren in Dobre Miasto. Dann werden wir das Wappenzeichen und zweisprachige Gedenktaffeln feierlich enthüllen, das Album präsentieren und so die Freundschaftsbrücke zwischen unseren Nationen bekränzen!"

Berlin, am 01. Oktober 2001

Suchanzeige

Wer kann sich noch an meine Mutter Erna geb. Maluck erinnern? Sie wohnte bis zur Vertreibung in Heilsberg, Mackensenstr. 14, geb. 31.01.1925 in Heilsberg, gestorben 07.09.1954 in Aachen. Ich war ein kleines Mädchen, als meine Mutter starb und würde mich sehr freuen, wenn sich Nachbarskinder, Freundinnen oder Schulkameradinnen bei mir melden würden. Danke im voraus!!

Roswitha Kemmerich, Kempener Allee 136, 47803 Krefeld
(Tel. 02151/750356)

Unsere Tote

Sonja Birkner geb. Behlau, Heilsberg, verstarb am 08.10.2001 im Alter von 75 Jahren. Sie war zuletzt wohnhaft in 53773 Hennef, Kurhausstraße 64.-Sie war viele Jahre Mitglied der Kreisvertretung Heilsberg, mußte aber 1998 diese Tätigkeit aus Gesundheitsgründen aufgeben.

Ein Nachruf erscheint in der nächsten Ausgabe.

Johannes Kraemer, Thegsten - 70 Jahre -

Am 30.05.2001 feierte Johannes Kraemer seinen 70. Geburtstag.

Aus diesem Anlaß verlieh ihm die Landsmannschaft Ostpreußen in Würdigung der Verdienste des langjährigen Einsatzes für die Heimat, besonders für den Kreis Heilsberg, das Ehrenzeichen in Silber.

Sein Geburtshaus stand in Thegsten, Kreis Heilsberg. Thegsten gehörte zum Kirchdorf Kiwitten. Taufe und Erstkommunion waren für Johannes Kraemer in der Pfarrkirche St. Peter und Paul zu Kiwitten die festlichen Höhepunkte.



Unter dem Namen "*Buch - Kraemer*" kennen Johannes Kraemer viele Ermländer. Er ist bemüht, interessierten Lesern alte ostpreußische und ermländische Literatur zugänglich zu machen, um so Kulturgut und Erbe zu erhalten und weiterzureichen.

Zu jeder Zeit ist er Ansprechpartner für Sorgen und Probleme seiner Landsleute und strebt danach, Lösungen zu finden und Hilfe zu leisten.

Unter dem Motto "Gott gab uns Heimat und heimatliche Art. Wir haben sie zu hüten" (Prälat Kather) ruft Johannes Kraemer die Heimatvertriebenen im Raum Bergheim und Daun jährlich zusammen. Wegen seiner verbindenden und frohen Art besuchen die Ermländer gern die heimatlichen Veranstaltungen.

Sein Betätigungsfeld ist weit gestreut.

Er arbeitet nicht nur intensiv im Kreistag des Kreises Heilsberg mit - hat u. a. unseren Heimatbrief mit mehreren Beiträgen bereichert - er ist auch Mitglied der Ermländervertretung und der Bischof-Maximilian Kaller - Stiftung.

Auch im erweiterten Vorstand des Bundes der Vertriebenen, Ortsverband Bergheim, bringt er seine Arbeit ein.

Sein Engagement reicht auch bis in den Familienkreis des Ermlandes in Helle im Sauerland. Die Dorftreffen Kiwitten und Thegsten werden von ihm aktiv unterstützt.

46 Jahre lang organisierte und leitete Johannes Kraemer die Ermlandwallfahrt nach Werl aus dem Raum Köln/Bergheim. Diese Aktion mußte leider eingestellt werden, da die Zahl der Pilger von Jahr zu Jahr geringer wurde.

Bei vielen seiner Tätigkeiten für seine ostpreußische / ermländische Heimat wird Johannes Kraemer in bewundernswerter Weise von seiner Ehefrau - einer Schlesierin - unterstützt.

Nach Flucht und Vertreibung und weiteren Zwischenstationen haben die Kraemers 1967 in Bergheim eine neue Heimat gefunden.

Wir wünschen Johannes Kraemer weiterhin gute Gesundheit, Freude im Kreis seiner Familie und noch viele Jahre aktiver Mitarbeit in der Kreisgemeinschaft Heilsberg und den anderen ermländischen Gremien.

G.K

August Dittrich, Wernegitten - 65 Jahre -



August Dittrich wurde am 19.11.1935 als erstes Kind der Eheleute Hubert und Hedwig Dittrich in Wernegitten geboren. Seine Schulausbildung, begonnen 1942 in der Volksschule in Wernegitten, wurde durch das Kriegsende 1945 für längere Zeit unterbrochen und konnte erst 1947 nach der Vertreibung aus der Heimat in der Bundesrepublik fortgesetzt werden.

Nach Beendigung seiner Schulzeit begann August Dittrich 1951 eine Schlosserlehre, die er mit bestandener Gesellenprüfung abschloß. 1956 wurde er bei der damaligen Deutschen Bundesbahn im Bahnbetriebswerk Wuppertal -Vohwinkel als Betriebsarbeiter eingestellt.

Aber schon sehr bald danach wurde er in den Fahrdienst übernommen und zum Lokomotivführer ausgebildet. In dieser verantwortungsvollen Tätigkeit stieg er im Laufe der Jahre bis hin zum Lokomotivbetriebsinspektor mit Zulage auf und wurde dann 1997 nach mehr als 44 Jahren Bahnzugehörigkeit in den Ruhestand versetzt.

1960 heiratete er Irmgard Flanz. Dem Ehepaar wurden zwei Söhne geboren; die Familie fand 1963 endgültig ein neues Zuhause in Wuppertal. Als Hobbygärtner entspannte er sich von seiner beruflichen Arbeit. Aber damit gab sich August Dittrich nicht zufrieden. Sein Streben und Bemühen galt immer in erster Linie seiner verlorenen Heimat: Ostpreußen, dem Ermland, dem Kreis Heilsberg, Wernegitten. Dafür setzte er sich nicht nur in all den zurückliegenden Jahren vielfältig und beispielhaft ein, sondern tut dies auch heute noch mit ungebrochener Tatkraft.

Hier seien nur einige wesentliche Aktivitäten genannt:

1971 wird er Mitglied im Historischen Verein Ermland e.V. - Seit 1981 gehört August Dittrich der Ermland-Vertretung an. - 1983 wird er Mitglied der Kreisvertretung des Kreises Heilsberg - 1998 organisiert er eine Fahrt mit zwei Bussen zur 650-Jahr-Feier von Wernegitten und ist Initiator einer Tafel zur Erinnerung an die deutsche Vergangenheit, die an der Kirche in Wernegitten angebracht wird. Im Jahr 2000 folgt eine weitere Busfahrt zum Patronatsfest von Stolzhagen.

2001 wurde August Dittrich in Würdigung seines langjährigen Einsatzes für Heimat und Vaterland mit dem silbernen Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet.

Wir wünschen August Dittrich weiterhin gute Gesundheit, Freude in seiner Familie und noch viele Jahre aktiven Schaffens sowohl in der Kreisgemeinschaft Heilsberg als auch in den anderen ermländischen Gremien.

Aloys Steffen,
Wernegitten / Köln

Suchanzeige! --- Suche alle Namensnachweise (Familiendaten, Dokumente, Urkunden, Zeugnisse u.ä.) von **Schimmelfennig, Strehl** und **Schaffrinski** (verschiedene Schreibweisen). Bin im Gegenzug auch zum Austausch von Daten bereit, da ich eine stattliche Datei vorweisen kann. Auslagen werden in angemessener Höhe erstattet. Bitte melden Sie sich bei Ulrike Schröder, geb. Schimmelfennig, Paul-Ehrlich-Str. 7 a, 51643 Gummersbach, 02261/66993

Berthold Hoppe

– 30 Jahre Kassenwart der Kreisgemeinschaft



Berthold Hoppe wurde am 2. April 1935 als dritter Sohn des Bauunternehmers Bauing. Aloys Hoppe und dessen Ehefrau Auguste, geborene Kranich, in Heilsberg geboren. Die Familie wohnte in der Bartensteiner Straße.

Auf der Flucht gelangte er mit seiner Mutter und den Brüdern - der Vater war Soldat - über das Haff bis nach Danzig, wo er den Einmarsch der Russen erlebte. Der Rückkehr in den Kreis Heilsberg im Mai 1945 folgte im November die Vertreibung, die die Familie zunächst nach Graal-Müritz verschlug.

Im Januar 1946 gelangten sie nach Vellern, Kreis Beckum, wohin auch der Vater aus russischer Kriegsgefangenschaft kam.

Nach dem Volksschulabschluß im Jahre 1950 begann er die Lehren als Bauschlosser und technischer Zeichner in einer Beckumer Maschinenfabrik und schloß sich 1953 der Kolpingfamilie in Neubeckum an. Im Jahre 1951 bezog die Familie eine Nebenerwerbssiedlung im Kirchspiel Beckum. Von Oktober 1956 bis März 1960 besuchte er nach der Berufsaufbauschule die Ingenieurschule für Maschinenbau, die er mit dem Ing.(grad) abschloß. Seine berufliche Tätigkeit begann er bei der Maschinenfabrik Beumer in Beckum, wo er bereits seine Doppellehre absolviert hatte. In diesem Unternehmen vollzog sich dann auch sein beruflicher Werdegang bis zum wohlverdienten Ruhestand.

Im Jungen Ermland lernte er Irmgard Neumann aus Kobeln, Kreis Heilsberg, kennen. Sie heirateten im Mai 1963 und zogen in das umgebaute Haus der Eltern, in dem diese nun die Einliegerwohnung bewohnten. Durch die Geburt ihrer drei Kinder 1965, 1968 und 1973 wurde dann ein weiterer Hausumbau notwendig.

1963 besuchte Berthold Hoppe die erste Kreistagsitzung in Münster unter dem Kreisvertreter Herrn Dr. Fischer. 1970 übernahm er von dem verstorbenen Herrn Josef Lange unter dem 1967 gewählten Kreisvertreter Herrn Dr. Groß die Verwaltung der Kreiskasse, die er

auch nach der Wahl von Herrn Aloys Steffen im Jahre 1990 weiterführte.

Sein Hobby ist die Kommunalpolitik und dabei insbesondere der Umweltschutz. Berthold Hoppe wurde in Würdigung seines langjährigen Einsatzes für Heimat und Vaterland mit dem silbernen Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet.

I. H.

Die Landwirtschaftsschule in Heilsberg

“Das Ermland war ein Bauernland ...“ Dieser Satz im ersten Absatz des Berichtes über die “Größe der landwirtschaftlichen Betriebe im Kreis Heilsberg“ (s. Oskar Wagner: Heimatbrief für den Kreis Heilsberg, Nr.4/1995, S. 58-61) regt dazu an, sich der Ausbildung eines großen Teiles der Bauertöchter und -Söhne zu erinnern. Dabei denke ich in erster Linie an die Landwirtschaftsschulen.

Im Mittelpunkt der Gesamtausbildung einschließlich praktischer Lehre auf den anerkannten Lehrhöfen stand der erfolgreiche Besuch der Landwirtschaftsschule. Im Winter 1941/42, dem zweiten Kriegswinter, besuchte ich diese Schule in Heilsberg. Für die männlichen Teilnehmer war es zugleich auch der zweite Winter ihres Schulbesuchs, der außerdem noch auf drei Monate gekürzt war, damit alle vor der zu erwartenden Einberufung zur Wehrmacht noch die Abschlußprüfung ablegen konnten.



*Landwirtschaftsschule Heilsberg, Schüler im ersten Durchgang
Oktober - Dezember 1941*

Für mich selbst war dieser Schulbesuch von ganz besonderer Bedeutung, denn schon im achten Schuljahr mußte ich beim Besuch des Schulrates schwere Beschimpfungen wegen Nichtmitgliedschaft bei den Jungmädeln hinnehmen. Darüber hinaus wurde der Lehrer noch dazu verpflichtet, auch meinen zweieinhalb Jahre jüngeren Bruder zu maßregeln. Dagegen gab es in der Landwirtschaftsschule diese Art politischer Einflußnahme nicht.



Landwirtschaftsschule Heilsberg; Oktober 1941 bis März 1942

Hier erlebten wir Monate in bester Gemeinschaft, und so habe ich sowohl diese Zeit als auch später die Zeit als Angestellte als angenehmsten Abschnitt der ohnehin traurigen Jugendjahre in der Erinnerung behalten. Von Anfang an war es nicht mein Wunsch, eine abgeschlossene Hauswirtschaftslehre zu erreichen, sondern vielmehr strebte ich eine kaufmännische Ausbildung an, was offiziell wegen der befürchteten sogenannten Landflucht nicht möglich war. Zu der Zeit vertrat Herr Dr. Baseler den eigentlichen Schulleiter; seine Frau leitete die Mädchenabteilung. Beide vermittelten für mich die Teilnahme an Kursen in der Städtischen Berufsschule mit dem Ergebnis, daß ich nach erfolgreichem Abschluß als Angestellte in die Verwaltung der Landwirtschaftsschule übernommen wurde. Später hatte diese für mich so positive Entwicklung zur Folge, daß ich nach der Vertreibung 1947 und anschließend achtjährigem Aufenthalt in der damaligen SBZ, der späteren DDR, nach dem Wechsel in die Bundesrepublik hier bald wieder eine gute Arbeitsstelle fand. Das konnte ich damals noch nicht ahnen.

Aber auch meine auf der Landwirtschaftsschule erworbenen Kenntnisse konnte ich ab 1943 noch gut verwerten, mußte ich doch nach dem Tod meines Onkels seinen verwaisten Hof in Süßenberg auf Beschluß der Familie als Zwanzigjährige weiterführen.

Abschließend ist noch hinzuzufügen, daß die Landwirtschaftsschule in Heilsberg erhalten geblieben ist und heute wieder als Ausbildungsstätte genutzt wird.

Lucia Bohnsack, geb. Maluck,
Kerwienen/ Oldenburg

Modellhafte Initiativen des Landkreises Emsland im Handlungsfeld aktiver Arbeitsmarktpolitik

Rund 200 Vertreter aus Politik, Wirtschaft und Verwaltung, aus Vereinen und Verbänden, von Beschäftigungsinitiativen, Bildungseinrichtungen und sozialen Diensten sind im Mai 2001 auf Einladung des Landkreises Emsland in Lingen zum zweiten Mal zu einer emsländischen Arbeitsmarktkonferenz zusammengekommen. Schwerpunktthema der Konferenz war die Integration der Personen in den Arbeitsmarkt, die aufgrund fehlender oder geringer Qualifikationen oder mehrfacher Handicaps nur geringe Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben. Ziele der Konferenz waren:

- * die Integration von Benachteiligten zu forcieren
- * die Vielfältigkeit des regionalen Netzwerkes darzustellen
- * den Austausch der einzelnen Mitglieder anzuregen und zu fördern
- * den derzeitigen Stand und die Effizienz der Integrationsmaßnahmen kritisch zu analysieren und
perspektivisch inhaltliche und finanzielle Prioritäten zu ermitteln
- * den Anstoß zu geben für eine neue regionale Vernetzung und gemeinsame Initiative für Arbeit und
Qualifizierung, die aus der Vergangenheit und Gegenwart lernend die
künftige Arbeitsmarktpolitik für
die Integration benachteiligter Zielgruppen aktiv und effektiv gestaltet

Ein Überblick über die arbeitsmarktpolitischen Aktivitäten des Landkreises Emsland in den letzten fünf Jahren für die benachteiligten Risikogruppen des Arbeitsmarktes zeigt, dass für die Umsetzung dieser Ziele bereits wertvolle Grundsteine gelegt sind. So wurde im Jahr 1996 die "Serviceagentur für Beschäftigung" als Steuerungsstelle für die aktive kommunale Arbeitsmarktpolitik eingerichtet. Seit ihrer Gründung konnte die Serviceagentur 3.693 Menschen in sozialversicherungspflichtige Beschäftigungsverhältnisse vermitteln, davon 561 direkt auf den ersten Arbeitsmarkt.

Das 3jährige Modellprojekt der ESBA GmbH zur Integration von Kombi-Leistungsempfängern, das vom BMA mit 3,43 Mio. DM gefördert wurde, konnte in der Zeit vom 01.02.1998 bis zum 31.12.2000 insgesamt 980 Personen ausschließlich auf den 1. Arbeitsmarkt vermitteln. Der Landkreis Emsland hat in der Zeit von 1996 bis 2000 eigene Haushaltsmittel in Höhe von insgesamt 76,5 Mio. DM für arbeitsmarktpolitische Aktivitäten eingesetzt. Zusätzlich wurden ca. 9 Mio. DM an Mitteln aus dem Europäischen Sozialfonds, 7,3 Mio. DM an BMA-Mitteln sowie 3 Mio. DM an zweckgebundenen Spenden von der Wirtschaft eingeworben. Die vielfältigen Maßnahmen und Vermittlungserfolge haben viele Menschen aus der Arbeitslosigkeit geführt. Die noch in der Sozialhilfe befindlichen Arbeitslosen sind oft nicht mehr vergleichbar mit den in den letzten Jahren Vermittelten. Der Anteil der Hilfeempfänger, der nur stufenweise über längere Zeiträume auf dem Arbeitsmarkt integriert werden kann, ist deutlich größer geworden. In der Serviceagentur ist für diesen Personenkreis im letzten Jahr ein neues Konzept entwickelt worden, dass jedem Arbeitslosen einen Fallmanager ("Case-Manager") zur Seite stellt. Nach einer intensiven Einzelfalldiagnostik werden innerhalb von Hilfeplänen gemeinsame verbindliche Absprachen zwischen Arbeitslosen und Fallmanagern entwickelt.

Leider nehmen die finanziellen Ressourcen von EU, Bund und Land für die Integration benachteiligter Zielgruppen deutlich ab. So wurden beispielsweise die ESF-Kontingente deutlich verringert und die institutionelle Förderung der Beschäftigungsinitiativen durch den Wegfall des § 62 d des Arbeitsförderungsgesetzes gekappt. Auch die Mittelkontingente für Integrationsinstrumente wie ABM und SAM gehen zurück, und auf dem ersten Arbeitsmarkt werden gleichzeitig immer mehr Einfacharbeitsplätze wegrationalisiert. Folge dieser Entwicklung ist, dass nach wie vor ein unvertretbar hoher Sockel an Langzeitarbeitslosen besteht. Der Landkreis Emsland bot EU, Bund und Land deshalb eine "Gemeinschaftsaufgabe Arbeit" an. Der Landkreis Emsland ist bereit, in den nächsten Jahren jährlich bis zu 2 Mio. DM zusätzlich bereitzustellen, wenn EU, Bund oder Land ebenfalls bereit sind, zusätzliche Mittel in gleicher Höhe zur Verfügung zu stellen.

Im Rahmen der Gemeinschaftsaufgabe Arbeit sollen dann Maßnahmen und Projekte entwickelt werden, die auf junge Arbeitslose, ältere Arbeitslose über 55 Jahre, allein erziehende Frauen, Langzeitarbeitslose, Arbeitslose mit Mehrfachhandicaps als Hauptrisikogruppen des Arbeitsmarktes zielgerichtet sind.

In fünf Arbeitskreisen der Zweiten Arbeitsmarktkonferenz haben die Fachleute ihre verschiedenen praktischen Erfahrungen mit den oben genannten Risikogruppen erörtert. Die Arbeitskreise erarbeiteten eine Reihe von Empfehlungen. Der Landkreis Emsland ist dabei, aus den innovativen Handlungsansätzen Zielvereinbarungen für die Risikogruppen zu entwickeln. Er hat inzwischen Kontakte zu den zuständigen Stellen beim Land Niedersachsen aufgenommen und stellt die Gemeinschaftsaufgabe Arbeit vor, um für die Bereitstellung zusätzlicher Mittel vor Ort für zusätzliche Projekte zu werben. Die Gewerkschaften haben ihre Unterstützung für die Gemeinschaftsaufgabe Arbeit zugesagt.

Sollten zusätzliche Mittel tatsächlich zur Verfügung stehen, wird ein Lenkungsausschuss installiert, der über die Vergabe der zur Verfügung stehenden Mittel an einzelne Projekte entscheidet. Als Besetzung sind der Landkreis Emsland, die Arbeitsverwaltung, Gemeindevertreter, Vertreter der Politik, die Handwerkskammer, der DGB, die arbeitgebende Wirtschaft sowie die Beschäftigungsinitiativen vorgesehen.

Sollte es jedoch zu keiner Komplementärförderung kommen, wird der Landkreis Emsland auf schmälerer Basis die wichtigsten Ideen, die auf Grundlage der Empfehlungen der Arbeitskreise in Zusammenarbeit mit den Arbeitsämtern und den fünf Arbeitskreisleitern entwickelt werden, durchführen wollen. Das Gebot der Stunde ist eine Regionalisierung des Arbeitsmarktes. Die Förderung der Beschäftigungsinitiativen und mit den Kräften vor Ort für die Zielgruppen wird jedoch nur für genau definierte Dienstleistungen möglich sein, denn schon jetzt zahlt der Landkreis Emsland pauschalierte Zuschüsse an die Beschäftigungsinitiativen im Rahmen von "Leistungsvereinbarungen über soziale Dienste". Die Arbeitslosen verdienen solidarisches Antreten, und der Landkreis will seinen Anteil tragen.

Pressestelle
Landkreis Emsland

Frühlingsgruß eines Angestellten

Frühling ist ins Land gekommen,
habe mir gleich frei genommen,
um ihn zu begrüßen.

Aber ich hab` Platz genommen,
üm ans täglich Brot zu kommen.

Werde bleiben müssen.

Das hat man mir krumm genommen.
Habe `nen Verweis bekommen.
Werde hören müssen.

Lenz, du bleibst mir unbenommen
trotz Verweises froh willkommen.
- Kribbeln in den Füßen.

Hermann Wischnat
aus „Der Aufstieg eines Regenwurmcs

Auf der Wallfahrt

Er habe,
so sagt ein Mann aus Heilsberg
- jetzt Lidzbark Warminski -
bereits im Jahre 1947
gleich nach seiner Gefangenschaft
gewusst,
wo es langgeht. Kein Zurück.

Ein Geschäft habe er
gegründet. Sämereien.
Ja, Saatgut sei gefragt gewesen, damals.
Geheiratet habe er dann. Einheimisch
sei seine Frau, aus Gelsenkirchen.
Hart gearbeitet habe er;
fünf Geschäfte heute im Umkreis. Wäre
im Ermland
gar nicht möglich gewesen. „Und umstellen
musste ich wieder und wieder die Sortimente.“
Stolz in der Stimme. Die Geschäfte führen heute
die Kinder. Die Saat ist aufgegangen.
So habe er endlich ein wenig Zeit.

Wo der Glückliche das erzählte?
Na, es war auf der Ermländerwallfahrt in Werl,
jetzt, fünfzig Jahre danach, beim gemütlichen Teil.

Hermann Wischnat
aus „Stege“

"Muttasch Sproach"

Die seit vier Jahren von der Kreisgemeinschaft Heilsberg herausgegebene Kassette bringt ernste und heitere Verse in ermländischer Mundart, wie sie im Raum um Heilsberg und Guttstadt gesprochen wurde.

"Nachtwächter Ziemen . . ."

Auf dieser Kassette erzählt Anton Krause die anekdotische Geschichte der Gespräche zwischen König Friedrich Wilhelm IV und dem Nachtwächter Ziemen, wie sie sich anlässlich des Königsmanövers anno 1854 zugetragen hatte.

Angeboten werden im "Set" ein Faksimile-Nachdruck des Originaltextes, eine von Alfred Krassuski besprochene Kassette sowie die Übertragung der Mundarttexte ins Hochdeutsche.

Bestellungen für beide Angebote

"Muttasch Sproach" und "Nachtwächter Ziemen . . ." bitte an

Alfred Krassuski, Münstermannstraße 7, 59457 Werl (Telefon 02922/3181) -
Hinsichtlich der Bezugspreise sei auf den Ermlandbrief 1997/4, Seite 24
verwiesen.

REISE-SERVICE **BUSCHE**

Über 30 Jahre Busreisen

*Ihr Spezialist
für Ostreisen*



Reisen in den Osten

Unseren Sonderkatalog, der auch Reisen nach Pommern, West- und Ostpreußen, Danzig, Königsberg, Nidden, Memelland, Baltikum, St. Petersburg, Masuren und Schlesien enthält, können Sie kostenlos bei uns anfordern.

Vergleichen Sie unser Preis-Leistungs-Verhältnis. Es lohnt sich!

Reisen ab 30 Personen

für geschlossene Gruppen, Vereine, Landsmannschaften, Orts-, Kirchen- und Kreisgemeinschaften etc. werden nach Ihren Wünschen organisiert. Rufen Sie uns an. Wir beraten Sie gerne.

**Alte Celler Heerstraße 2, 31637 Rodewald
Telefon 0 50 74/92 49 10, Fax 0 50 74/92 49 12**

Heimatliches Lesebuch - Queetz und Ankendorf

Weihnachtszeit - Geschenkezeit. Schenken Sie sich selbst oder einem lieben Menschen das „Heimatliche Lesebuch - Erinnerungen an Queetz und Ankendorf“.

Die 350 Seiten auf DIN A 4 bieten dem Leser zahlreiche Erinnerungen an die alte Heimat, an das bäuerliche Leben im Ermland. Das Buch ist reich bebildert, teils farbig. Auch wer nicht aus Queetz oder Ankendorf stammt, wird sich wiederfinden, verlief doch das Landleben im Ermland fast überall gleich. Wir haben auch alte Dokumente veröffentlicht. Vielleicht könnte das zum Anstoß werden, nach eigenen Unterlagen zu forschen. - Haben Sie mal überlegt und darüber nachgedacht, daß es ohne unsere Vergangenheit, sei sie auch noch so schmerzlich gewesen, unsere Zukunft und Gegenwart so gar nicht geben würde? Wie wäre unser Leben verlaufen ohne den Krieg, die Flucht, die Vertreibung? Darüber läßt sich philosophieren und spekulieren. Wichtig ist, daß wir uns der Wurzeln bewußt bleiben. Das ist auch das große Anliegen des heimatlichen Lesebuches. Das Buch ist zu beziehen über Frau Maria Dannenberg, Waldstr. 51/62, 10551 Berlin zum Preis von 110 DM.

Dr. Ing. Karl-Heinz Wolf, Bauerholz 14, 44319 Dortmund

HEILSBERG – „Heimatblätter“ aus einer anderen Zeit

Kultur, Landschaft und Geschichte verschmelzen mit Bildmaterial und mit persönlichen Erinnerungen. 100 Heimatblätter in DIN A 5 mit Farbfotos, die auch im Set erworben werden können, zusammengestellt von StR.i.R. Erwin Eberlein.

Für 2002 hat Herr Eberlein auch wieder den Heilsberg-Kalender geschaffen.

Herr Eberlein hat zudem über die Reise vom 14. - 25.7.2001 in das dreigeteilte Ostpreußen einen Reisebericht mit Farbfotos verfaßt.

Bestellungen sind zu richten an:

Erwin Eberlein, Biermannplatz 13, 07548 Gera, Tel: 0365/800 639 4

EMS LAND

EIN STÜCK NAHER ZUR NATUR

Radwandern

2002



Familienland
Ferienland
Freizeitland